Preis 4 Mark.

Die freie Meinung

Wochenzeitung für Politik und Kultur

Größte politische Wochenzeitung des Ostens

Bezugspreis für das Vierteljahr einschließlich Bestellgeld 45.— Mark, monatlich 15,— Mark. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle Breslau, Höfchenstraße 45, Fernruf 7597, entgegengenommen. Bei Zusendung unter Kreuzband Portozuschlag. Redaktion: Breslau, Höfchenstraße Nr. 45, Fernruf 7597

Anzeigenpreis 1 Millimeter für Breslau und Schlesien 5.— Mark, außerhalb 10,— Mark. Reklamen 2,— Mk. bezw. 40,— Mk., Stellenangebote Stellengesuche und Wohnungsanzeigen 25 Prozent Rabatt. Platzvorschrift keine Gewähr. — Erfüllungsort Breslau — Postscheckkonto Breslau 31 803 — Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Höfchenstraße 45, Fernruf 7597

4. Jahrgang • Nr. 36 | Breslau, den 9. September 1922 | Erscheint jeden Sonnabend

Ein Bayerischer Rechtsputsch?

Wie Kaiser Wilhelm in Doorn lebt.

Das deutsche Volk befindet sich wirtschaftlich in einer verzweifelt ähnlichen Lage wie 1917 und 18. Trotz relativer Billigkeit — die Mark preiste noch als Goldmark — gestattete der Warenmangel damals keine ausreichende Befriedigung des täglichen Bedarfes, und heute trotz relativen Warenreichtums wird die Kaufkraft durch die exorbitant hohen Wucherpreise empfindlich gelähmt; bis auf wenige Kreise herrscht in Deutschland effektive Not. Die Hoffnung, daß mit einem Dollarsturz auch die Preise sinken werden, hat sich nicht erfüllt. Als der Dollar auf 2000 zustrebte, wackelten die Preise eiligst nach, als der Dollar wieder auf 1250 bis 1400 stand, strebten die Preise weiter in die Höhe und steigen immer noch. Die Breslauer Messe brachte einige heftige Beispiele. Ein mäßiges Herrentrikothemd mit Einsatz kostete etwa 650 Mark, für den Januar wurde ein Preis von 1200 Mark — beim Fabrikvertreter! — vorausgesagt. Wie soll da das auf Gehalt und Lohn angewiesene Volk mithalten können? Die Industriepreise stehen bereits bis dreitausendfach zu den Friedenspreisen, während Löhne und Gehälter durchschnittlich nur etwa sechzig und siebzigfach höher als die Friedenszahlen sind. Und wo bleiben die alten, arbeitsunfähigen Leute, die kleinen Kapital- und die Sozialrentner? Und doch wird jedem unbefangenen Beobachter der Eindruck, daß das Volk in seiner Masse noch garnicht recht zum Bewußtsein der Not gekommen ist. Wie wäre es sonst möglich, daß soviel neue Wirtshäuser und Destillationen — fürs Volk berechnet — entstehen können, wie es jetzt der Fall ist? Hier werden die Behörden energisch eingreifen müssen, aber auch alle standesbewußten Arbeiter, die wissen, worauf es ankommt, dürfen es sich nicht verdrießen lassen, in ihren Kreisen für Aufklärung zu sorgen. Die Betriebsräte könnten da den Behörden sehr gut zur Hand gehen. Der Alkohol ist stets der Begleiter des Elends gewesen, nun war dieser falsche Freund infolge des Krieges und der Zwangswirtschaft zum großen Teile verbannt; soll er wieder die Pest in die Hütten der Armen und Armsten tragen? Das Volk soll sich hüten, den moralisch verkommenen Schiebern und Wucherern, die in luxuriösen Schlemmerlokalen ihre mühelosen Gewinne mit ekelhaften Frauenzimmern verprassen, nachzueifern; diese Kreise sind wert, daß sie verlumpen, die Volkskraft aber ist höchstes Gut einer Nation! Die beiden sozialdemokratischen Parteien werden demnächst ihre Einigung vollziehen, der Bruderzwist, der wesentlich schuld trägt an der Verelendung des Volkes, wird damit aus der Welt geschafft, Einigkeit wird die Vereinigte sozialdemokratische Partei wieder zu dem Kulturfaktor erheben, der er vor dem Kriege war. Das Aktionsprogramm ist zwar schon entworfen, nichtsdestoweniger könnte sein erster Grundsatz doch wie ehedem lauten: „Kampf dem Schnapsgenuß!" Das Volk darf und soll nicht den agrarischen Schnapsbaronen, diesen größten Volksfeinden, sein mühselig erworbenes Geld ins Haus bringen, es soll es lieber zum satt essen und zur Kulturarbeit an sich verwenden. Von der kommunistischen Partei den Kampf gegen den Alkohol zu fordern, hieße ihr in die Arme fallen, denn sie hat ein Interesse an der absoluten Verelendung des Volkes. Fern von jeder positiven Arbeit hofft sie jetzt schon wieder, daß ihr reife Früchte in den Schoß fallen. Ihre Preßdialektik ist ganz darauf aufgebaut, und wenn man z. B. eine der letzten Nummern der „Schlesischen Arbeiter-Zeitung" liest, so gewinnt man den Eindruck, daß ihr Gerichtstribunal schon heute manchem sozialistischen Führer das Todesurteil gesprochen hat. Die „Breslauer Volkswacht" gibt den Eindruck treffend wieder mit der Bemerkung: die Kommunisten spekulieren mit der Verzweiflung des Volkes! Hierin liegen wohl auch die Gründe, weshalb sich die Kommunisten bemühen, die Einigung der beiden sozialistischen Parteien zu unterbinden; in Berlin brachten sie erst vor kurzem siebzehn Einigungsversammlungen zum Scheitern, in Breslau hatten sie freilich mit ihrer Handvoll Mitläufer kein besonderes Glück. Inzwischen freuen sich die Rechtsparteien der erhöhten Tätigkeit der Kommunisten, und wenn in der rechtsradikalen Presse immer wieder darauf hingewiesen wird, so wissen wir, daß das heißt: Bereitschaft der Monarchisten vorzubereiten. Diese Herrschaften, die von uns einmal die allgemein gewordene Bezeichnung „Rechtsbolschewisten" erhalten haben, sind geistig den Kommunisten erstaunlich verwandt. Auch sie spekulieren auf die Verzweiflung der Massen, nur möchten sie gern den Kommunisten einige Wochen lang den Vorrang lassen, getreu einer von uns bereits früher schon veröffentlichten Taktik, wonach die Linksputschisten erst einmal zu Dummheiten provoziert werden sollen, dann kommen die Rechtsbolschewisten als Retter und bleiben da. Daß den Preistreibern, diesen Ausbeutern des Volkes, vor den Kommunisten nicht bange ist, das sehen wir, denn die Preise steigen statt zu fallen. Es wird also stark mit den Rechtsbolschewisten kokettiert, und in der Tat, wo hätten diese auch ihr Geld her, um ihre umfassende, heimliche Propaganda treiben zu können? An einem Trebnitzer Beispiel wiesen wir schon einmal darauf hin, daß der Bund „Oberland" von Bayern aus Sendlinge durch alle deutsche Gauen schickt, die Organisationen pflegen und neue gründen. In Norddeutschland, wo doch einigermaßen Respekt vor dem Gesetz zum Schutze der Republik besteht, geht alles geheim vor sich, weniger aber in der Heimat der monarchistischen Schürarbeit, in Bayern, wo die Reichsminister in der Presse nach wie vor öffentlich beschimpft werden können. Man lese nur die letzte Nummer des Organs der nationalsozialen Partei, das offenbar als Konkurrenz des „Mießbacher" noch mehr mieß machen möchte. Die Zeitung kann es sich leisten, es geschieht ihr anscheinend wenig, einmal hatte man sie auf drei Tage verboten, aber sie erscheint sowieso nur alle drei Tage ... Reisende, die aus München kommen, berichten übereinstimmend über den Eindruck des rechtsbolschewistischen Treibens, der ohne Hemmung durch die Polizei sich solange austoben wird, bis seine Fassung überhaupt unmöglich ist. Bedauerlicherweise hat sich auch der Kardinal Faulhaber, der offenbar unzufrieden ist, daß nicht sämtliche Reichsminister Katholiken sind, zum Sprecher dieses Treibens gemacht, und es wird erzählt, daß er den deutschen Katholikentag in München unter Protest verlassen habe, weil der Präsident, Bürgermeister Adenauer-Köln, den Wunsch nach Hissung einer Reichsflagge geäußert und auch sonst republikanische Redewendungen gebraucht habe. Welch ein seltsamer Kirchenfürst, der die Politik seiner Partei, die doch reichstreu und republikanisch ist, so auffällig durchkreuzt! Daß ein Rechtsputsch von Bayern aus nicht von der Hand zu weisen ist, beweist ein Aufruf, der in diesen Tagen überall in München angeschlagen wurde und der von Dr. Heim, Dr. Schlittenbauer, Landtagspräsident Königsbauer und dem Führer der Christlichen, Funke, unterschrieben ist. Es heißt darin:

„Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Reichsregierung bei Schaffung der sogenannten Schutzgesetze in die bayerische Justizhoheit eingegriffen hat, wird von politischen radikalen Kreisen benutzt, um neuerdings mit dem Gedanken eines gewaltsamen Putsches zu spielen. Wir erklären, dahin wirken zu wollen, daß unsere Verbände Putschversuche mit allen Mitteln bekämpfen und unterbinden werden."

Bezeichnend aber ist, daß diese Herren, die Führer der Bayerischen Volkspartei und der Christlichen Arbeiter- und Bauernpartei wesentlich Mitschuld tragen an dem putschistischen Treiben, weil sie es erst aufkommen ließen. Selbst der Gründer der Orgesch, Forstrat Escherich, sieht sich veranlaßt, in einem Aufruf zur Ruhe zu mahnen und vor dem Staatsstreich zu warnen. Unbeirrt dadurch haben sich die Putschisten im Oberland gesammelt und mit Teilen ihrer Verbände Quartier im Münchener Realgymnasium bezogen. Den Erlaubnisschein zum Betreten dieser fliegenden Kaserne erhielten sie vom — Reichswehrgeneral Moehl. Was sagen Sie dazu, Herr Reichswehrminister Dr. Geßler? Demgegenüber ruft die bayerische Sozialdemokratische Partei zum Widerstand auf und sagt in diesem Aufruf u. a.: „Wir wissen, was man beabsichtigt, wir kennen alle Einzelheiten. Es geht jetzt hart auf hart. Wir wissen, daß man mit der Republik aufräumen will. Arbeiter, seid bereit. Nieder mit dem Putsch! Hoch die Republik!" Hat Norddeutschland irgendwelche Ursache, zu schlafen? Ich glaube, nein! Und doch geschieht nichts, dem kommenden Unwetter zu begegnen. Die beste Tat wäre: ein schneller, starker Damm gegen den Wucher! Nur ein unzufriedenes Volk gibt sich Extremen hin. Die Regierung darf jetzt nicht untätig sein, ihre Hauptaufgabe muß jetzt Bekämpfung des Wuchers sein. Bisher ist man aus Beratungen immer noch nicht herausgekommen. Was soll da werden? Der Zuruf „Reichsregierung, werde hart", scheint verfehlt, wo alles Weichlichkeit ist. Die Ernährungsminister wollen sogar obendrein auch das Markenbrot, das Brot der Armen, im Sinne der Landwirtschaft verteuern. Wird denn nur Zufriedenheit für die kapitalistischen Kreise geschaffen? Man sieht, die Gefahr, die der Republik droht, ist nahe, die Gegenwehr aber ist fern.

Hans Hanteda-Fleischmann.

Wilhelm II. Rechtfertigung.

Nur die unglaubliche Schlafmützigkeit der Behörden, denen der Schutz der Republik anvertraut ist, kann in der Veröffentlichung der Lebenserinnerungen Wilhelm II. in rechtsstehenden Blättern mit außerordentlich hohen Auflagen (Berliner Lokal-Anzeiger — Breslauer Neueste Nachrichten) keine Gefahr für die Republik sehen. Wer die Psychologie des deutschen Kleinbürgers kennt, der die General-Anzeigerpresse zu seinem Leib- und Magenblatt erhoben hat, kann unschwer erraten, wie die Rechtfertigung Wilhelm II., gespielt auf allen Registern der Sentimentalität, die von jeher das Seelenleben zwischen Untertan und Monarch regelte, auf das Gemüt der Generalanzeigerleser wirken wird. Der monarchistischen Idee wird eine neue Wegbereitung zuteil. Ist es nicht auffällig, daß bisher sämtliche „Erinnerungen" abgetaner Staats- und Kriegshelden nur in Buchform erschienen, die dem Volke weniger zugänglich sind und daß Auszüge daraus nur von jenen Blättern veröffentlicht wurden, deren Leserschaft eine höhere Intelligenz voraussetzte. Alles dies ist plötzlich anders: Millionen erhalten plötzlich monarchistische Seelentropfen vorgesetzt, ohne die Gegenwirkung historischer Kritik. Wir bezweifeln stark, daß Wilhelm II. die Dinge stets nach der Wahrheit schildern wird, abgesehen davon, daß auch er subjektiven Auffassungen unterworfen ist, wird seine Schrift eben zu seinen Gunsten bringen, was im Interesse seiner Verteidigung liegt. Das ist an sich verständlich und der gebildete Leser sieht auch zwischen die Zeilen, und vor allem — er ist in der Lage zu vergleichen. Nicht aber der Durchschnitt des Generalanzeigerlesers, dem selbständiges Denken und historische Kenntnisse abgehen.

Wir empfehlen, die Veröffentlichung der Erinnerungen Wilhelm II. in den Zeitungen aus all diesen Gründen zu untersagen. Die politischen Leidenschaften werden aufs neue entfacht und man weiß, je weniger informiert ein Mensch ist, desto leidenschaftlicher tritt er für vermeintliche Ideale ein. Unsere monarchistischen Agitatoren wissen das und berechnen die Wirkung.

Die Erinnerungen Wilhelm II. als Fortsetzungsroman in der gelben Presse veröffentlicht, bedeutet nichts weiter als eine unverschämte Propaganda für die Wiederherstellung der Monarchie, der die Regierung schleunigst begegnen sollte!

Bezeichnend für den Seelenzustand des deutschen Kleinbürgers ist folgendes Geschleime, das die monarchistische Zeitschrift „Der Aufrechte" in ihrer letzten Nummer ihren Leser unter der Überschrift „Vom Hause Hohenzollern" glaubt vorsetzen zu dürfen. „Der Aufrechte" schreibt:

„In Haus Doorn ist der allmählich zu Ende gehende Sommer recht trübselig gewesen. Im Gegensatz zu andern Teilen von Holland erinnert die Gegend von Doorn bekanntlich ganz besonders stark an die Landschaft der Mark Brandenburg, und in Verbindung mit der trockenen Lage war ja gerade diese Tatsache mit ein Grund dafür, daß der Kaiser für seine Verbannung in Holland diese Gegend zum Aufenthalt wählte. So anmutig Park und Garten von Doorn bei Sonnenschein und blauem Himmel sind, im Sommer wie im Winter, wenn Schnee die Natur deckt — so trübe sind sie doch, wenn Tag um Tag der Regen niederrieselt, wenn Nebelfetzen in den Baumkronen hängen und von der Außenwelt kaum noch ein Ton hereindringt. Wie einsam dann alles, am einsamsten aber das Haus mitten drin „het Huis", das der Kaiser bewohnt. Die Nachrichten freilich, die traurigen, schrecklichen von des deutschen Vaterlandes grausamem Unglück, von dem zerbrochenen Deutschland, das unrettbar seinen Feinden preisgegeben scheint, diese Nachrichten dringen mit unerbittlicher Pünktlichkeit auch in Haus Doorn ein. Geht es dem Einsamen hier auch körperlich gut, sind auch die böswilligen Redensarten von seinem geistigen Zusammenbruch, ja einer geistigen Erkrankung, schlimme Lügen: die seelische Einsamkeit des Kaisers ist doch zu solchen Zeiten unendlich peinigend, sie wird wie ein schweres bleiernes Gewicht, das sich lähmend auf die Seele legt. Einige Besuche haben in diesem Sommer — wie der „Aufrechte" erfährt — einige Abwechselung gebracht. Da war im Juli des Kaisers einzige Tochter da, die Frau Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig, mit ihren beiden niedlichen jüngsten Kindern, der fünfjährigen Prinzessin Friderike Luise und dem dreijährigen Prinzen Christian. Weiter war Prinz Oskar von Preußen da, der jüngste lebende Kaisersohn. Im August erschien des Kaisers Bruder Prinz Heinrich von Preußen, der jetzt Sechzigjährige. Dann der Fürst Wilhelm von Hohenzollern mit seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Franz Josef, der als Oberleutnant zur See auf S. M. Schiff „Emden" an ruhmreichen Fahrten teilgenommen hatte und nach dem Gefecht gegen den englischen Kreuzer „Sidney" in englische Gefangenschaft geraten war, in der er fünf Jahre festsaß. Alte Jugenderinnerungen des Kaisers erweckte dann der Besuch der ehrwürdigen Gräfin Lehndorff, die einst Hofdame bei der Kaiserin Augusta und später Palastdame unserer verstorbenen Kaiserin Auguste Viktoria war. Augenblicklich weilt noch der Kronprinz in Doorn. Gewiß, das sind Freuden, Abwechselungen, Erhebungen. Aber wenn nur die Gedanken an die Heimat nicht wären, der Gedanke an das versinkende Vaterland! Nun steht der Herbst vor der Tür. Hoffentlich bringt er noch ein paar freundliche Wochen. Aber schon werden die Tage kürzer, bald brechen die langen Abende wieder herein — und mit ihnen oft so schwarze Stunden. Wie fehlt gerade dann die Kaiserin, die den so oft Mißverstandenen ganz verstand, die mit ihm fühlte, mit ihm teilnahm an allem, was da kam — —. Selten spricht der Kaiser davon, aber seine Umgebung weiß, wie tief er auch diese Einsamkeit empfindet. Und dann die heiße Sehnsucht nach der Heimat drüben, die so nahe und doch so fern liegt — o Deutschland, Deutschland, wie verlassen ist doch ein verlassener Kaiser — dein Kaiser!"

Die Herren Aufrechten vergessen dabei aber völlig, daß Wilhelm II. uns freiwillig verlassen hat. „Wem es in Deutschland nicht gefällt, der schüttele seinen Staub von den Schuhen", so sprach einst Wilhelm II. und blieb am 9. November 1918 dem eigenen Ausspruch treu. Im übrigen

M 108

5.9.22

stellt er entschieden besser als Millionen seines Volkes, die in dem von ihm heraufbeschworenen Kriege ihre Existenz verloren haben und noch heute unter den Folgen leiden, seelisch und körperlich. Und was des Kaisers Trauer um die verstorbene Kaiserin betrifft ... Nun, so trägt sich Wilhelm II. lebhaft mit Wiederverheiratungsgedanken und man spricht bereits sehr konkret von einer Prinzessin aus einem reußischen Hause. Na also ....

Daß der Kaiser auch sonst nicht zuviel entbehren muß, beweist die Tatsache, daß ständig ehemalige deutsche Offiziere beim Kaiser Ehrendienst tun. Er kann also noch wie vor — wenn auch im kleinen — „Kaiserlicher Herr" und „Oberster Befehlshaber" spielen. Interessant ist die Namensliste der Offiziere, die bei Wilhelm II. seit 1918 im Hause Doorn Dienst taten. Es sind: v. Plessen, Generaloberst a. D.; v. Loewenfeld, General der Infanterie a. D.; v. Gontard, v. Chelius, Generalleutnants a. D.; v. Rebeur-Paschwitz, v. Trotha, Vizeadmirale a. D.; Graf v. d. Goltz, v. Mutius, v. Dommes, Graf v. Spee, v. Estorff, Generalmajore a. D.; v. Tschirschky, Oberst a. D.; v. Dommes, Graf v. Moltke, Oberstleutnants a. D.; v. Berg, Niemann, Majore a. D.; Freiherr v. Sell, Boehm, v. Ilsemann, Hauptleute a. D.

Wenn man so viele Namen liest, so muß man fragen, wer für diese Herren den Aufenthalt im Hause Doorn bestritt. Der Kaiser? Wenn ja, so muß es ihm materiell doch gut ergehen! Aber mit der Namensnennung dieser Herren allein ist es nicht getan. Die Regierung sollte auf sie ein besonderes Augenmerk haben; dienen sie so treu ihrem obersten Kriegsherrn weiter trotz seines Sturzes, so liegt auch die Vermutung nahe, daß sie eifrigste Förderer der Wiederherstellung des wilhelminischen Thrones sein werden.

Jedenfalls brauchen wir mit der Einsamkeit Wilhelm II. kein Mitleid zu haben. Die Not des Volkes drückt jedenfalls peinigender auf das Gemüt fast jedes Einzelnen in Deutschland. Multatuli II.

Politische Glossen.

Hugo Stinnes, der Gegner des Wiesbadener Sachlieferungsabkommens hat erkannt, daß dieses Abkommen ihm Millionengewinne, vielleicht auch gar Milliarden, in den Schoß werfen kann und hat mit den französischen Wiederaufbaugesellschaften einen entsprechenden Vertrag geschlossen. Es soll nicht geleugnet werden, daß der Wiederaufbauvertrag des Herrn Stinnes viel dazu beitragen kann, die schwüle Atmosphäre zwischen Frankreich und uns zu klären, auf der anderen Seite aber dürften die Auswirkungen der Gesamtheit auch gewisse Nachteile bringen. Bemerkenswert ist, daß die Freunde des Herrn Stinnes Herrn Rathenau Hochverrat vorgeworfen haben, als er das Wiesbadener Abkommen mit den Franzosen traf. Heute triumphiert Herr Stinnes über den Ermordeten ...

Ein nationalsozialistisches Attentat Ein Handgranatenanschlag wurde am 5. d. M. im Mannheimer Börsengebäude verübt. Ein junger Mann, der sich längere Zeit in dem Hausflur aufgehalten hatte, warf eine Handgranate in den Börsensaal. Da die Börse schon geschlossen war und sich infolgedessen niemand mehr in dem Saal befand, ist durch die Explosion der Bombe niemand verletzt worden, doch wurde ein ziemlich großer Gebäudeschaden angerichtet. Der Täter wurde sofort von Polizeibeamten verfolgt und festgenommen. Es ist der Nationalsozialist Paul Janson, der in der nationalsozialistischen Bewegung Mannheims eine Rolle spielt. Vielleicht gelingt es, durch diese Verhaftung auch die Täter zu ermitteln, die am 4. Juli d. J. das unter ähnlichen Umständen ausgeführte Bombenattentat auf das Mannheimer Gewerkschaftshaus verübten.

Es ist höchste Zeit, daß die süddeutschen Regierungen die nationalsozialistische Partei auflöst, weil sie nichts weiter ist als eine Schirmmacherin der Rekonstruktion der Monarchie. In ihrem Hauptsitz München führt diese Partei die ärgste Hetze gegen die deutsche Republik und baut dort eine „Sturmabteilung" aus, deren Namen allein schon vielsagend ist.

Sankt Bürokratius in der Schule In welchem Maße sich in der Schulverwaltung auch heute noch der Bürokratismus breit macht, bewiesen mehrere Verhandlungen vor dem Jugendgericht Berlin-Mitte, in denen Fortbildungsschüler wegen „Schulversäumnisses aus eigenem Verschulden" auf der Anklagebank" saßen. Die Schüler der in Frage kommenden Klasse, durchweg stattliche Jungen fast von Mannesgröße, waren morgens pünktlich zum Unterricht erschienen, hatten sich jedoch geweigert, die für sie bestimmten Plätze einzunehmen, da die Bänke für die A-B-C-Schützen bestimmt waren und entsprechende Ausmaße hatten. Sie verließen die Schule, erschienen aber um 11 Uhr, als ein anderes Lehrfach in einer anderen Klasse auf dem Plan stand, vollzählig wieder. Dieses Spiel wiederholte sich mehrere Wochen hindurch, trotzdem die Lehrer der Schulverwaltung Mitteilung machten und um Abstellung der unerträglichen Verhältnisse ersuchten. Statt daß aber diesem Antrag stattgegeben wurde, erhielten die Lehrer Anweisung, alle „streikenden" Schüler zur Bestrafung zu melden. Wenige Tage darauf erhielten alle, die „aus eigenem Verschulden die Schule versäumt" hatten, eine Polizeistrafe von 15 bis 30 Mark zudiktiert. In den Verhandlungen gegen die Schüler, die eine Entscheidung des Jugendgerichts beantragt hatten, gaben die als Zeugen anwesenden Lehrer an, daß ein Unterricht unter den obwaltenden Umständen unmöglich gewesen sei. Sie hätten die Strafmeldungen auf Anweisung einreichen müssen; sie selbst würden, wenn sie versuchten, sich in die Lage der Schüler zu versetzen, kaum anders gehandelt haben. Ergebnis: Freispruch auf der ganzen Linie. Das Ende ist ein Antrag des Staatsanwalts beim Jugendgericht auf Zurücknahme sämtlicher erlassenen Strafverfügungen. Nur über eine Aenderung des Klassenplanes verlautet bis jetzt noch nichts.

Die Kaiserbilder in Potsdamer Schulen. In einer Kleinen Anfrage haben die Abgeordneten Bahlke und Haenisch darauf hingewiesen, daß in den drei höheren Schulen Potsdams viele Büsten und Kaiserbilder in den Aulen, Gesangssälen und Klassen vorhanden und trotz regelmäßiger Besuche der Provinzialschulräte nicht entfernt seien. Auf diese Anfrage wird vom Kultusminister folgende Antwort erteilt: „An der Oberrealschule und an dem Buttesschen Privatkurzum ist dem Runderlaß vom 29. März 1920 über Entfernung von Kaiserbildern entsprochen worden. Im Realgymnasium findet sich in der Aula ein Freskogemälde, das das frühere Kaiserpaar darstellt. Die Entfernung des Gemäldes ist ohne Eingriff in die Substanz des Gebäudes nicht möglich. Es ist richtig, daß im Viktoria-Gymnasium und in dem Lyzeum mit Oberlyzeum und Studienanstalt eine Reihe von Kaiserbildern, entgegen dem erwähnten Runderlaß, nicht entfernt worden sind. Die Entfernung ist veranlaßt; den Anstaltsleitern ist das Nötige eröffnet worden. Die beteiligten Dezernenten des Provinzialschulkollegiums trifft kein Verschulden. Ihre Besichtigungen erstrecken sich hauptsächlich auf den Unterrichtsbetrieb, und es ist durchaus erklärlich, daß sie hierbei einzelne Kaiserbilder nicht gesehen haben, da sie üblicherweise nur immer einzelne Klassen besuchen, nicht aber sämtliche Anstaltsräume betreten. Es kommt hinzu, daß es sich bei den nachträglich festgestellten Kaiserbildern zum Teil um Photographien kleineren Formats in den Gängen handelt, deren Darstellung nur bei genauerem Hinsehen erkannt werden kann."

Wir empfehlen, den Provinzialschulräten auf Kosten des Staates Brillen anfertigen zu lassen, damit sie besser sehen können ....

Als ich mal einen Dollar hatte . . .

Ich wollte einmal spekulieren,
Und dachte leicht mir dieses Ziel;
Man muß halt rechnen, muß halt denken,
Mal hat man wenig und mal viel.

Als ich mal einen Dollar hatte,
Da war ich unbeschreiblich froh,
Denn solch' ein Geldstück hat nicht jeder,
Jetzt bin ich Krösus, comme il faut.

Erst wollt' ich eine Villa kaufen,
Doch anders wollt' es das Geschick,
Es gab gewiß noch etwas Bess're:
Ein Rennstall schien mir hör'res Glück.

Dann wollte ich Agrarier werden,
(Daß mich ein Rittergut erwärm',)
Doch meine Freundin meinte schlichtern,
Daß sie so sehr für Jobel schwärm'.

Soll eine Diele ich eröffnen
Mit Tanzpalast und Bar modern?
Soll ich gar Bankdirektor werden,
Besitzer von 'nem Wettkonzern?

Ein Auto ist nicht zu verachten,
Es gilt als vornehm und — doch halt!
Mich überfällt ein großes Grausen,
Mir wird ganz schummrig, wird ganz kalt:

Der Dollar fiel! Bei meinem Grübeln,
Hat tausend Punkte er verlor'n!
Was nützt mich denn noch die Valuta?
Ex est, — o wär' ich nie gebor'n!!

Lynkeus

Scheinwerfer.

Adel und Wohnungsamt.

Soziales aus Wölfelsgrund.

Wölfelsgrund ist bekanntlich eine sehr beliebte Sommerfrische. Kein Wunder also, wenn dort viele Großstädter im Sommer ihr Domizil aufschlagen und, wenn es dazu reicht, sogar eine Villa ihr eigen nennen. Nun nimmt aber Wölfelsgrund neben Langenau unter den schlesischen Bädern den Platz ein, wie etwa Borkum und Zinnowitz an der Ostsee, es ist deutschvölkisch durch und durch, rein arisch und monarchistisch bis auf die Knochen; und wie etwa in den genannten Ostseebädern die Strandkörbe mit Hakenkreuzen verziert sind, so sind es in Wölfelsgrund eine ganze Anzahl Villen, die mit diesem intimen Rindviehwahrzeichen weithin sichtbar geschmückt sind.

Selbstverständlich sind diese Villen nicht die ständigen Wohnsitze ihrer Besitzer, sondern diese haben in den Großstädten ihre festen Wohnungen und halten sich nur während des Sommers in Wölfelsgrund auf. So z. B. ein Graf Hardenberg, der in Potsdam wohnt und — dem Bade eine sechszimmrige Villa besitzt, die den größten Teil des Jahres leersteht. Es tritt also der unsoziale Fall ein, daß kapitalkräftige Kreise sich zwei Wohnungen halten können, während andere Schlucker manchmal überhaupt nicht wissen, wo sie ihr Haupt zum Schlafen hinlegen sollen. So wird z. B. der dortige Schuhmachermeister Rudolph dauernd vom Pech verfolgt. Die Wirtin seiner Wohnung, Fräulein Charlotte von Radek, bei der er seit dem 1. Juni 1920 wohnt, hat ihm am 1. Januar d. Js. gekündigt, und auf seinen Einwand, daß er als Vater von zwei kleinen Kindern nicht in ein Zimmer von Wohnungsamt Habelschwerdt neu zugewiesen) Boden ohne Ofen ziehen könne, da er sonst als Schwerkriegsverletzter zum äußersten getrieben würde, gab sie nur ganz kühl zur Antwort, offenbar in ganz seltsamer Erkenntnis des Wortes „Noblesse oblige": „Warum setzen Sie denn Kinder in die Welt!?" Neuerdings hat sie sogar die Räumungsklage gestellt. Auch eine andere Wohnung, die R. zugewiesen worden war, wurde ihm vom Besitzer, ebenfalls einem Herrn von Radek, der eine Villa in Wölfelsgrund und eine Wohnung in Berlin besitzt, vorenthalten, weil der Herr zu vornehm ist, „um sich einen Schuhmacher ins Haus zu nehmen". Daß dieser Schuhmacher im Felde die Ruhr gehabt hat, und außerdem noch Gasvergiftung und Rückenmark- und Kopfquetschung erlitten hat, kümmert ihn herzlich wenig; dafür geht ihm das soziale Verständnis ab. Offenbar ist das Wohnungsamt in Habelschwerdt auch noch sehr rückständig und nicht energisch genug; denn es hat bisher nichts unternommen, um die Wohnung freizubekommen, sondern hat dem Schuhmacher im Gegenteil eine andere Wohnung zugewiesen: ein Gewölbe, das 8×3 groß ist, ebenfalls keinen Ofen hat, und feucht und ungesund ist. Hier soll der Schuhmacher obendrein mit noch zwei Gesellen arbeiten. Auf der einen Seite also die feudalen Herrschaften mit den eleganten Villen, auf der anderen die bürgerliche Gewerbetreibende ohne Wohnung. Wie lange noch will das Wohnungsamt in Habelschwerdt diese unsozialen Mißstände dulden? Wir wollen nicht glauben, daß das Habelschwerdter Wohnungsamt etwa vor dem Wölfelsgrunder Adel bedingungslos in Ehrfurcht kapituliert ...

Ein fähiger Beamter.

Unreellität ist Trumpf!

Aus Oberschlesien wird uns mitgeteilt:

Im Kriege mußten sehr viele Menschen unter dem Druck der Lebensmittelknappheit und der damit verbundenen Zwangswirtschaft und Markenwirtschaft ungeheure Not und Entbehrung leiden. Besonders die Säuglinge waren wegen des Mangels an Milch schwer durchzubringen, und in Mikultschütz O.-S. z. B. setzte seinerzeit ein Säuglingssterben ein, das nach ärztlicher Feststellung auf die schlechte Milchwirtschaft zurückzuführen ist. Nun wurde diese Mißwirtschaft nicht etwa durch das Fehlen jeglicher Nahrungsmittel hervorgerufen, sondern es war an dieser Kalamität sehr viel die behördliche Bürokratie schuld, deren Organisation in vielen Fällen zu wünschen übrig ließ. Hinzu kam, daß manche Beamte an leitenden Stellen lieber in die eigene Tasche arbeiteten und auf die Not des Volkes keine Rücksicht nahmen. Erinnert sei z. B. an den Paszierdernikprozeß, der in Kattowitz stattfand und mit der Verurteilung mehrerer großer Lebensmittelschieber endete, die sich viele Millionen gemacht hatten.

Ein Paszierdernik im kleinen hatte auch die Gemeinde Mikultschütz O.-S., allwo der Gemeindesekretär Weiß während des Krieges die Lebensmittelverteilung unter sich hatte. Nun hat Herr Weiß nicht wie die großen Schieber aus Kattowitz Waggons verschoben und damit Unsummen verdient, aber er hatte stets für seine eigenen Bedürfnisse das nötige Verständnis und — genug Marken. Täglich bezog er z. B. 6 Liter Milch,

---

(Nachdruck verboten.)

Der Weiberkrieg

[15

Roman von Fred Breslau.

19. Kapitel.

Der Schuß im nächtlichen Kurhausgarten blieb nicht verschwiegen. Schon am Vormittag bildete der Selbstmordversuch das Gespräch des ganzen Städtchens. Natürlich wurde stark übertrieben.

Die Gutmütigkeit der Kleinstädter brachte Gefühle für Georg Franzos zur Wallung und wieder wurden Fäuste gegen das Kurhaus geballt. Wie eine graue Unheilsburg betrachtete man das renovierte Etablissement, das früher schlichteren Zwecken gedient hatte.

Die Polizei mischte sich hinein. Brand wurde zum Bürgermeister beordert.

Der Bürgermeister erzählte dem Koloß von dem Unmut der Einwohnerschaft und verschwieg nicht, daß unter Umständen das allgemeine Landrecht gegen sein Unternehmen angewendet werden müsse.

Brand heulte nur auf. „Ho ho."

„Sie glauben garnicht", meinte der Bürgermeister, „wie ganz besonders die Weiber gegen Sie erbittert sind. Und der Polizei wird vorgeworfen, daß sie zu nachsichtig sei. Das ist auch keine Schmeichelei für uns."

„Na hören Sie mal, Sie haben uns doch erst ausgehoben!"

„Ausgerottet wollen die Frauen Sie sehen."

„Ho ho."

„Ich kann Ihnen nur den Rat geben, schließen Sie sich noch mehr ab gegen den Ort. Und vor allem — entlassen Sie die Kleintnecht. Da wird überhaupt schon allerhand gemunkelt."

„Ho, in meinem Betriebe bin ich doch wohl noch Herr, wie?"

Der Bürgermeister stand auf:

„Wie Sie wollen — ich habe Sie gewarnt."

Brand stand noch unschlüssig da. Am liebsten hätte er den Aalglatten auch gewarnt, ihm ins Gesicht geschmissen: „Anita läßt grüßen." Aber lieber noch nicht, der Trumpf mußte anders angewendet werden.

Kurz ging er. „Guten Morgen." „Guten Morgen." —

Die Apothekerin raste zum Verleger des Lokalblattes:

„Haben Sie schon gehört? Ein Selbstmord im Kurhaus!"

„Nur ein Versuch, gnädige Frau."

„Das kommt doch in die Zeitung, wie?"

„Aber gnädige Frau — warum denn? Ich habe doch nichts Genaues. Und überhaupt —"

Die Apothekerin unterbrach ihn heftig:

„Sie haben nichts Genaues? Ja, wozu sind Sie denn eine Zeitung? Sie müssen doch alles wissen! Dann werde ich es Ihnen erzählen: Also ein junger Mann verspielte gestern abend sein ganzes Vermögen im Kurhause, aus Gram darüber hoß er sich in später Nachtstunde eine Kugel in den Kopf."

„Ist er tot?"

„Das weiß ich allerdings nicht. Das muß aber auf der Polizei zu erfahren sein. Vielleicht telephonieren Sie einmal?"

Der Verleger und zugleich Redakteur seines Blättchens ging ans Telephon:

„Fräulein bitte den Herrn Bürgermeister. — Hier ist das Lokalblatt. Guten Morgen, Herr Bürgermeister! Geben Sie mir doch bitte Aufklärung über den Selbstmordversuch ... Ja, ja, ganz richtig ... Wer war der Partner? Wer? Graf ... Graf Fürstenstein-Mehringen? Ein Reichsgraf? Nein? Also Graf Fürstenstein-Mehringen. Der Selbstmörder lebt also noch. Ich danke. Guten Morgen, Herr Bürgermeister."

Die Apothekerin sah ihn entsetzt an.

Sie stammelte: „Ein Graf ... der Partner ..."

Der Verleger zuckte die Achseln: „Sie werden nun begreifen, daß ich da garnichts machen kann. Die Sache muß im Interesse unseres Adels einfach totgeschwiegen werden."

Das sah die Apothekerin ein und um eine Hoffnung ärmer ging sie davon. Der Verleger aber lachte fuchsig hinterher. Kurz vor der Apothekerin war Herr Brand bei ihm gewesen und hatte für ein Vierteljahr Inserate aufgegeben und sofort bezahlt. Einen solchen Kunden würde er doch sowieso nicht kompromittieren.

Aber ein Unglück kommt bekanntlich nie allein. Gegen Mittag fuhr die Apothekerin zum Einkauf nach der Großstadt hinüber. Sie trat gerade aus einem Laden, als sie aus einer Droschke heraus den Ziegenbart des Ratsherrn Bong leuchten sah. Sie sah schärfer hin. Er war es wirklich. — Fast versagten ihr die Knie ... Und an seiner Seite unter einem glockenartigen Sonnenschirm eines jener blonden Mädchen des Kurhauses, die man jetzt öfter in den Straßen der Kleinstadt zu sehen bekam!

Also der Teufel hat auch in die Männerwelt der Kleinstadt eingeschlagen! Und gerade einen getroffen, der sogar im Kirchenvorstande saß! Das war nicht auszudenken. Großer Gott, war soviel Sünde möglich.

Die Apothekerin stand wie betäubt gegen die Schaufensterstange gelehnt und starrte dem Wagen nach, bis er im Gewühl des Verkehrs irgendwo um die Ecke verschwunden war.

Der nächste Gedanke war: Die arme, kleine Frau Bong! ... Wie würde sie die Nachricht aufnehmen? Das war ja geradezu entsetzlich, welchen Seelenleiden die kleine Frau entgegenging .. Und gerade werden mußte es, vielleicht war der Mann noch zu retten. Aber das war sicher, sein Kirchenamt mußte er niederlegen, Strafe mußte sein! Vielleicht auch sein Ratsherrnamt! Sie würde schon sehen, aber zuvor mußte der Pfarrer alles erfahren.

Wie im Fieber fuhr sie mit dem nächsten Zuge wieder heim. Sie hatte ihre Besorgungen nur halb erledigen können. Sie war einfach außerstande, sich zu sammeln. Ihrem Manne teilte sie ihr Erlebnis auch nicht mit. Erst suchte sie den Pfarrer auf.

Es schien, als ob der kleine, dünne Mann noch um einige Scheine magerer geworden sei, nachdem er die moralisch entrüstete Frau angehört hatte. Seine Triefaugen glasten wehleidig zur Decke empor, die knöchernen Hände hielten, ineinander gefaltet, den hageren Leib.

„Es ist Sodom über uns, liebe Frau Apotheker", wimmerte der Geistliche. „Wenn es schon die Besten packt, dann ist es besonders schlimm. Man muß zum Herrn flehen, auf daß sich das Übel nicht noch mehr verbreite."

„Wir müssen die Frau schonungslos vorbereiten", rief die Apothekerin.

„Tun Sie das mit Gott", sagte der Pfarrer.

„Aber in Ihrem Beisein — lassen Sie sie holen."

Der Pfarrer ging zur Tür hinaus und kehrte bald wieder.

„Beten wir inzwischen um die Seele des Armen."

Als Frau Bong die Nachricht traf, sie möchte doch sofort zum Herrn Pfarrer kommen, dachte sie sofort, ein Unglück sei passiert. Ein jäher Schreck machte ihre Glieder schlottern. Sie nahm den Kragen um und folgte dem dienstbaren Geist auf der Stelle.

Ihre Befürchtung schien ihr bestärkt, als sie in das Zimmer trat und den Pfarrer samt der Apothekerin auf den Knien betend fand.

Sie taumelte und faßte hinter sich.

Ihr erster hörbarer Gedanke: „Mein Mann!"

Die Betenden blieben auf den Knien. Und der Pfarrer betete nun laut: „... Und führe den armen Verführten wieder zurück auf den Weg der Gerechten. Spende ihm Reue ins Herz, denn einen reuigen Sünder hast Du, o Herr, lieb ..."

„Amen," sagte die Apothekerin.

Und beide erhoben sich.

„Was ist denn los?" stammelte bleich wie eine Kalkwand die gequälte Ratsherrin.

Der Pfarrer faßte ihre Hand und tätschelte sie, dabei zwang er sie auf einen Stuhl. „Immer Kopf oben," sagte er, „der Herr wird schon helfen."

„So, mein Gott, reden Sie doch schon ..."

Da sprudelte die Apothekerin ihre Wissenschaft heraus. Wie sie die Hauptstraße der Großstadt gegangen sei, eingekauft habe, aus dem Laden getreten sei und plötzlich den Ratsherrn entdeckt habe ... Und in welcher Gesellschaft ...

Frau Bong stand wie vor den Kopf geschlagen. Sie stierte vom Pfarrer zur Apothekerin und zurück.

Die Apothekerin empfand schwesterliches Mitleid. Sie nahm die kleine Frau in die Arme und drückte sie an sich. Und der Pfarrer ergriff von neuem ihre Hand und meinte: „Beraten wir, was da in Güte zu tun sei ..."

Plötzlich lachte Frau Bong grell auf. Unerwartet stieß sie die Apothekerin und den Pfarrer von sich. Ihre Lache verstummte. Sie sah die beiden haßerfüllt an.

Dann schrie sie auf: „Was wollen Sie denn? Mein Mann tut so etwas nicht! Mein Mann nicht. Was Sie da gesehen haben, war eine Schwägerin — jawohl, eine Schwägerin —, die

...chentlich ca. 1—3 Pfund Butter, Mehl, Zucker, Kartoffeln, Fleisch, Fett usw. bezog er in Hülle und Fülle, was dies Gebahren den lebhaftesten Unwillen der Gemeinde erregte. Auch wer ihm einen Vorteil verschaffen konnte, sei es, daß er ihm ein Paar Stiefeln oder ähnliches liefern konnte, dem wurden als Entgelt ebenfalls Marken angeboten, so z. B. für Weizen-Ausgusmehl.

Bei einem Prozeß, den Herr Weiß gegen ein Gemeindemitglied wegen Beleidigung zu führen hatte, stellte das Gericht ausdrücklich fest, „daß Weiß bei der Verteilung der Lebensmittel in Mikultschütz mehrfach inkorrekt verfahren ist". Trotzdem hat er das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhalten! Nun hat die Oberstaatsanwaltschaft in Breslau auf Veranlassung des Landesgeschäftskommissars für Preußen den Fall aufgegriffen; es war bereits am 11. April d. J. ein Termin festgesetzt worden, der aber vertagt wurde, weil die wichtigste Zeugin, Frau Weiß, ein ärztliches Attest beibrachte. Bisher ist aber noch kein neuer Termin anberaumt worden und die Sache droht im Sande zu verlaufen. Die Bevölkerung von Mikultschütz hat aber großes Interesse an der Verhandlung; sie wollen in ihrer Gemeinde nichtige und ehrliche Beamte und keinen, der selbst täglich 3 Liter Milch bezog, während ein Massensterben der Säuglinge Mottland. Hoffentlich findet sich bald ein energischer Staatsanwalt, der Herrn Weiß und sein Treiben recht bald dem Strafrichter überantwortet!

Die Reichswehr wird gesäubert — — von Republikanern!

Im Reichswehrregiment 18 (Paderborn), dessen Durchmarsch durch Kassel mit klingender Musik am Tage der Besetzung Rathenaus seinerzeit den Protest aller drei Koalitionsparteien hervorrief, fühlten sich eine Anzahl republikanisch gesinnter Soldaten durch das monarchistische Treiben ihrer Vorgesetzten bedrückt. Sie verfaßten eine Beschwerdeschrift, die etwa 60 von ihnen unterzeichneten und die folgenden Punkte betraf:

Am 27. Januar 1922 wurde in der Senne bei Paderborn des früheren Kaisers Wilhelm II. Geburtstag gefeiert. Hierbei nahm Teil u. a. Feldwebel Risse von der ersten Kompagnie. Beim Verlauf der Feier

lieh genannter Feldwebel die Monarchie hochleben.

Die Oberschützen B. und K. (Namen im Original ausgeschrieben. Red.), welche zufällig anwesend waren, weigerten sich, in den Ruf mitauszubrechen, **worauf Feldwebel Risse gegen die beiden tätlich vorgehen wollte.** Erst als Risse aus dem Lokal entfernt war, trat Ruhe ein. Ferner trägt Risse noch heute auf der Ausgehmütze den schwarz-weiß-roten Adler, ebenso die Herren Hauptmann Walter, Leutnant Stein, sowie die Oberschützen Bambach, Gertner, Kröger, Ulrich, Hartmann und Funke der ersten, Oberschütze Schlegel und Roth der vierten und Schütze Meinicke der dreizehnten Kompagnie. Wir können es nicht verstehen, daß dieses trotz des Verbotes möglich ist.

Feldwebel Risse hat auf seiner Stube das Bild des Erzbergers hängen, **darunter das Bild des Reichspräsidenten Ebert in der Badehose,** das er sich irgendwo ausgeschnitten hat. Nach unseren Anschauungen bedeutet dies eine direkte Verhöhnung des Herrn Reichspräsidenten.

Wie ist es fernerhin möglich, daß noch auf **verschiedenen Stuben schwarz-weißrote Fahnen und Kaiserbilder hängen?** Es ist doch unmöglich, daß der Herr Kompagniechef diese Zeichen monarchistischer Gesinnung noch nicht gesehen hat, da die Kompagniereviere doch öfters kontrolliert werden.

Ebenso findet man im Kameradschaftsheim nur rechtsstehende Zeitungen, die die Maßnahmen der Regierung ins Lächerliche ziehen. So lag z. B. die Nummer des „Kladderadatsch" vom 6. August 1922 aus, in der fast jedes Bild eine Verspottung und Verhöhnung der Regierung ist. Statt daß diese Zeitungen verboten und dafür Blätter mit einwandfreien Artikeln beschafft würden, unterstützt diese Sache auch noch der Herr Bataillonskommandeur, Herr Oberstleutnant Hahn, indem der Herr Oberstleutnant die Zeitungen noch selbst beschafft.

Wir finden es fernerhin unvereinbar mit dem Treuschwur auf die Republik, daß

bei der Einweihung des Unteroffizierkasinos das Lied „Heil dir im Siegerkranz"

gesungen wurde. Als vor einiger Zeit die erste Kompagnie vom Baden zur Kaserne zurückkehrte, stimmten die Oberschützen Gertner, Bambach und Funke das Lied „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot" an. Einige Leute, die sich das verbaten, erhielten zur Antwort:

„Hier marschiert die Reaktion,

wenn wir erst so weit sind, treten wir mit Füßen". Was damit gemeint ist, steht außer allem Zweifel. Erst heute wieder trug Oberschütze Gertner auf seiner Dienstmütze den schwarz-rot-goldenen Adler umgekehrt. Auf die Frage, was das bedeute, gab Gertner zur Antwort:

„Wir stürzen die Republik".

Die monarchistischen Elemente scheinen starke Rückendeckung zu haben, denn sonst würden sie sich nicht so offen zeigen. Jüngere Kameraden, deren Charakter noch nicht so gefestigt ist, werden dadurch nur geschädigt und wankelmütig, zum Nachteil der Republik. — —

Der Erfolg war außerordentlich. Der Hauptmann Schienemann von der 1. Kompagnie ließ die Leute, die das Schreiben unterschrieben hatten, in seiner Gegenwart vernehmen. Der Gefreite Schulze wurde von ihm gefragt, ob er das Schreiben geschrieben habe; hierauf antwortete Schulze als ehrlicher Mensch mit ja; darauf wurde er sofort festgenommen und in Arrest geführt, wo er heute noch fast acht Tagen noch sitzt. Das Regiment hat den Gefreiten Schulze der Staatsanwaltschaft übergeben wollen, diese lehnte jedoch ab, weil sie keinen Grund hierfür fand; trotzdem wurde Schulze in Arrest behalten. Die übrigen Soldaten, die unterschrieben hatten, wurden mit Zuchthaus und Degradierung bedroht.

Herr Reichswehrminister Geßler, der sich immer über „Lügenpropaganda in der Reichswehr" beschwert, nimmt vielleicht diesen Fall zur Kenntnis. Er sieht daraus, wie gut es Republikaner in seiner Reichswehr haben.

Ein Tag hinter dem Ladentisch

In den folgenden Zeilen schildert der Verkäufer eines Kolonialwarengeschäfts im „Vorwärts" die Eindrücke, die ihm während seiner Tagestätigkeit als typisch für die Einstellung des kaufenden Publikums erschienen. Die Schilderungen treffen auch für Breslau Wort für Wort zu.

Das Kolonialwarengeschäft, in dem ich als Verkäufer tätig bin, liegt in einer Gegend, in der nur das Proletariat wohnt. Die Häuser sind Mietskasernen, von denen große Teile des Verputzes herabgefallen sind, langweilige Fensterreihen und die Formlosigkeit der ganzen Hauskästen zeichnen die Straße aus, in der das mittelgroße Geschäft liegt. Mein Prinzipal handelt so ziemlich mit allem, was zu des Leibes Notdurft gehört. Und gerade das ist die richtige Stätte, um zu erfahren, wie sich die Hausfrau mit der Teuerung, die mit Riesenschritten vorwärts schreitet, abfindet. Pünktlich morgens 8 Uhr ziehe ich die Rolljalousien empor, und kaum habe ich den Schlüssel in der Tür herumgedreht, als auch schon die erste Kundschaft hereintritt. Ein kleines Mädchen, das, bevor es in die Schule geht, noch Brot und Margarine kauft. Der Prinzipal beschäftigt mich in der ersten halben Stunde nur mit der Veränderung der Preise, die fein säuberlich auf schwarzen Tafeln in Rundschrift notiert werden. Aus der ihm zugesandten „Kolonialzeitung" erfährt er die neuesten Preisnotierungen und ist somit immer auf dem Laufenden. Dann wird an den Preisen beobachtet, was heute am gangbarsten sein dürfte, und der Zeiterspparnis halber werden dann die Waren in Düten abgewogen, um gleich griffbereit zu sein. So gegen 9 Uhr beginnt der eigentliche Verkauf. Ich unterscheide gewöhnlich

drei Arten von Kunden.

Die erste Art ist jene, die bei jeder Preiserhöhung, möge sie gering oder groß sein, ein stilles Entsetzen erfaßt, und dann beginnen sie zu lamentieren. Es sind die Träger der Unzufriedenheit, die keiner Beweisführung zugänglich sind und gedankenlos auf alles schimpfen. Die zweite Kategorie der Kunden sind die, die alles still und ruhig hinnehmen und ohne jeden Widerspruch eine Preiserhöhung über sich ergehen lassen und zu müde sind, auch nur im geringsten oppositionell zu wirken. Sie gehen immer und ewig in demselben Gleichmaß ihre Brieftasche, seufzen tief und bezahlen. Nur auf ihren Gesichtern sieht man deutlich etwas wie einen stillen Grimm, den auszuschütten sie auf die geeignete Stunde warten. Der dritte Typus des Käufers sind die ganz Armen, denen vorzugsweise die Rentner und Arbeitsunfähigen angehören, die auf eine Rente angewiesen sind und die versuchen, in jedem Falle etwas von den Kaufpreis herabzudrücken. Diese Leute bedient der Chef durchweg selbst, weil er fühlt, daß die Gefahr besteht, daß ich gegebenenfalls ihnen entweder im Preise etwas nachlasse oder zu dem Abgewogenen hier und da eine halbe oder ganze Schaufel Ware hinzuschütte. Wenn der Geschäftsinhaber vornehm denkt, so kann es glücken, daß diese dritte Art der Käufer von ihm in einem Buche geführt wird und die Zahlung bis zum Empfang der Rente oder der kärglichen Unterstützung gestundet wird. Bei diesen Leuten fällt es ganz besonders schwer, eine Preiserhöhung, die über Nacht vor sich gegangen ist, bekanntzugeben. Man muß beobachten, wie plötzlich ein solch entsetzlich trüber Ausdruck in ihre Augen gleitet, wie sie stumm den Kopf schütteln, um dann ohne das Notwendigste den Laden wieder verlassen.

Der Dollar im Laden.

Die Vertreter der Großhandelsfirmen schwärmen in den Geschäften aus und ein, in der Hauptsache eigentlich nur, um die Kundschaft zu erhalten weniger um Ware anzubieten. Es ist erstaunlich, mit welcher Naivität die Leute bisher jede Steigerung zu motivieren versuchten. Besonders im Gedächtnis bleibt mir haften, daß ein Verkäufer einer großen Firma Schmalz offerierte, den Preis jedoch nicht angab, sondern aus Telephon ging und bei seiner Firma anfragte, „wie der Dollar steht". Im Vertrauen erklärt er dann, daß er bei jedem Kunden telephonisch den Stand des Dollars von seinem Hauptgeschäft erfahren müsse, um entsprechend das Schmalz verkaufen zu können. Das Hauptgeschäft unterhält zu diesem Zwecke auf der Börse 3 oder 4 Vertreter, die nichts weiter tun, als jede noch so kleine Schwankung mitzuteilen. So kann es passieren, daß der Geschäftsinhaber, den der Einkäufer vor uns Gesuchte, billiger eingekauft hat. Daß dieser ungesunde Zustand natürlich auf die kleinen Geschäfte zurückwirkt, ist selbstverständlich. Als der Dollar zu fallen begann, stellte sich das Kuriosum ein, daß die Warenpreise dennoch weiter stiegen. Mein Hinweis einem Vertreter gegenüber, daß damit die ganze bisherige Einstellung auf den Dollar nichts weiter sein, als ein bequemer Grund, auf Kosten des Volkes zu wuchern, fruchtete natürlich nichts, sondern hatte nur ein Achselzucken zur Folge. Ganz plötzlich mit dem Fallen des Dollars erlebten wir auf der einen Seite ein Nachlassen der Kauflust, und auf der anderen passierte es, daß plötzlich kein Großhändler mehr Ware auf Lager hatte. Beide Teile nehmen die schon bekannte „abwartende Stellung" ein. Sobald der Dollar wieder zu steigen beginnt, wird auch die Ware zu neuem Preise auf dem Markt erscheinen. Interessant ist eine Angebotsaufstellung, die ich hier folgen lasse, die die Preise kennzeichnet, welche am Montag bei „leerem Lager" vom Großhandel gefordert wurden:

Mehl . . .	Pfd. 42,— M.	Bohnen . . .	Pfd. 40,— M.
Reis . . .	Pfd. 48,— M.	Kartoffelmehl .	Pfd. 44,— M.
Gries . . .	Pfd. 44,— M.	Nudeln . . .	Pfd. 44,— M.
Haferflocken	Pfd. 41,— M.	Himbeersaft	Pfd. 48,- bis 50,- M.
Erbsen . .	Pfd. 40,— M.	Kaffee . . .	Pfd. 850,— M.

Gegen Abend wird der Verkehr stärker, sobald die Leute den Laden betreten, ist das erste Unterhaltungsthema der Dollar. Er spielt eine gewaltige Rolle, und mit Freuden wird sein Fallen begrüßt oder sein Steigen gemißbilligt. Man sieht jetzt auch weit mehr Männer um diese Zeit einkaufen, die durchweg von ihren Frauen gesandt worden sind, um selbst einmal zu erfahren, wie teuer die Lebenshaltung, und mit welchen Schwierigkeiten das Einkaufen überhaupt verknüpft ist. Gewöhnlich machen die Männer einen weit größeren Spektakel über das Anziehen der Preise als die Frauen, weil das Herbeischaffen der Lebensmittel ja immer nur für sie gelegentlich in Frage kommt. Die Frauen helfen sich mit diesem einfachen Mittel gegen die verzweifelten Vorwürfe der Männer, die, wenn das Geld im Haushalte früher alle geworden ist, als es ihren Berechnungen nach möglich wäre, beständig vom „schlechten Wirtschaften" sprechen. Im Augenblick ist das Gespräch über den Dollar auf das wirtschaftspolitische Gebiet hinübergeleitet und die Zeit spielt plötzlich keine Rolle mehr, der Laden steht in ganz kurzer Zeit voller Leute, die manchmal Ansichten von einer seltenen Naivität zum Ausdruck bringen. Aus diesem Ohr und Her entspinnt sich mehr wie einmal eine bedenkliche Situation für den Geschäftsinhaber, der dann auf alle mögliche Art und Weise versucht, die erlebigte Kundschaft hinauszubugsieren. Die letzten Abendstunden sind darum zu den schwersten zu rechnen, und wenn die Uhr 7 schlägt, weiß man, insbesondere gemessen an den letzten 2 Stunden, was man den Tag über geschafft hat.

---

er zur Bahn gebracht hatte, die heute Morgen die Großstadt passiert hatte. Nun wissen Sie es!"

Draußen war sie!

Der Pfarrer und die Apothekerin sahen sich tief eingeschüchtert an.

Endlich sagte die Apothekerin: „Ich könnte schwören, ich habe Sie schon einmal hier gesehen!" —

Frau Bong eilte, so schnell sie konnte, nach Hause, setzte sich ihren Hut auf den blonden Scheitel und begab sich ebenso schnell zum Bahnhof, löste dort ein Billett und setzte sich in den Zug, der nach der Großstadt ging. Das alles tat sie aus dem instinktiven Gefühl heraus, ihren Mann auf dem Bahnhof der Großstadt abfangen zu müssen, damit er nicht in eine Falle der Apothekerin gerate. Erst gegen Abend wollte ihr Mann zurück sein. Er war schon in aller Frühe gefahren.

Sie traf ein leeres Coupé und hier kam sie zur Besinnung. Mein Gott, wie war das nur möglich, daß ihr Mann solche Wege ging? Diese entsetzliche Schmach und Schande! Wenn der Pfarrer und die Apothekerin ihr die Notlüge nicht glaubten, was dann? Dann konnte ihr Mann seine Ämter niederlegen . . . Und daß das gerade ihrem Manne passieren sollte. Ihm, der stets die Güte und Frömmigkeit in einer Person war.

Eifersucht empfand die Frau nicht, nur furchtbare Angst um das Ansehen ihres Mannes. Aber sie fragte sich doch: Wer konnte das Mädchen nur sein?

Nach zweistündigem Warten auf dem Perron des Zentralbahnhofes kam er an. Adele an seiner Seite. Er sah seine Frau — sein erster Gedanke war: Ausrücken! Aber sie kam eilends schon auf ihn zu.

Klagend: „Aber Bong . . ."

Adele erfaßte sofort die Situation. Laut sagte sie, den Ratsherrn an dem Arme fassend — heimlich kniff sie ihn **über** empfindlich in das magere Fleisch —: „Stellen Sie mich doch bitte der Dame vor."

Und Bong stotterte: „Weißt Du . . ., das ist die Dame . . . bei der Eröffnungsfeier . . . meine Tischdame . . ."

„Wir haben uns zufällig in der Stadt getroffen."

Natürlich, Zufall! Eine Last fiel der kleinen Frau von der Seele. Natürlich, Zufall! Und sie lachte bereits und erzählte harmlos, wes die Frau Apothekerin aus der Großstadt wieder einmal mitgebracht hatte.

Und Adele überlegen:

„Gott, wie töricht! Ihr Herr Gemahl traf mich, und ich bat ihn, in die Droschke einzusteigen und mich ein wenig zu begleiten."

Frau Bong telephonierte zu Hause die Apothekerin an:

„Hatten Sie mir aber einen Schreck eingejagt! Uebrigens . . . war es doch nicht meine Schwägerin — die war schon abgereist. Aber mein Mann hatte zufällig seine Tischdame von der Eröffnungsfeier im Kurhause getroffen und sie bat ihn, in die Droschke einzusteigen und sie ein wenig zu begleiten. Das tat er."

„So, das tat er? Nun, auf Wiedersehen, liebe Frau Bong."

Die blonde Frau sandte heute, bevor sie einschlief, ein besonderes Dankgebet zum Himmel empor. (Forts. folgt.)

Zucker zum Schnaps.

Gibt's keine bessere Verwendung?

Die Zuckerknappheit wird, wie bekannt, durch die Verwendung großer Mengen Zucker zur Fabrikation von Konfitüren und Likören noch verschlimmert. Wo der Zucker bleibt, das zeigte vor einigen Tagen der „Vorwärts" an dem Beispiel der Likörfabrik Kahlbaum. Einen seit längerer Zeit lagernden Vorrat von etwa 888 000 Kilo Zucker bestimmte man zur beschleunigten Einkochung, die Ende August begann und zu deren Durchführung in drei Schichten gearbeitet wurde. Anscheinend wird es den Likörfabriken gar nicht mal schwer gemacht, die bedeutenden Mengen Zucker aufzukaufen, die sie brauchen. Wir lesen in der „Deutschen Destillateur-Zeitung" vom 5. September 1922 folgende Annonce:

Wegen Einschränkung der Likörfabrikation habe
50—60 Zentner Zucker
gegen Gebot abzugeben. Ab thüringischer Station.
Gefl. Angebote unter F. D. 4948 an den Verlag
dieser Zeitung.

Der glückliche Eigentümer der 50—60 Zentner Zucker annonciert in der „Deutschen Destillateur-Zeitung", dem „Fachblatt für Spiritusen- und Branntweingewerbe, Wein- und Obstweinfach, Fruchtsäfte und sonstige Obsterzeugnisse, Essig, Essenzen und alkoholfreie Getränke". Er will also wohl den Zucker nicht dem Verbrauch in der Hauswirtschaft zuführen, sonst würde er seine Ware gewiß durch ein anderes Blatt anbieten. Aus dem Zusatz „wegen Einschränkung der Likörfabrikation" wird der Leser schließen, daß dieser Zucker auch bei dem bisherigen Eigentümer dazu bestimmt war, in Likör umgesetzt zu werden. Der Inserent ist aber eine Firma Fritz Drasdo in Suhl (Thüringen), die mit „Kolonialwaren en gros und en détail" handelt und auch etwas Likörfabrikation treibt. Warum bringt sie den durch „Einschränkung der Likörfabrikation" freigewordenen Zuckervorrat nicht durch ihren Hauptbetrieb „Kolonialwaren" unter die Leute? Sie bietet den Zucker nicht zu einem bestimmten Preis an, sondern fordert Kauflustige auf, ihrerseits ein Gebot zu machen. Die Leser der „Deutschen Destillateur-Zeitung" werden sicherlich mehr bieten als den Preis, den die Arbeiterfrauen von Suhl für Zucker anlegen können.

Zum Biere reicht's!

Durch den Krieg hat Deutschland 16 v. H. seiner Anbaufläche für Brotgetreide verloren, aber nur ungefähr halbsoviel von seiner Bevölkerung. An Getreide sind 1921 fast 10 Millionen Tonnen weniger geerntet worden als im Jahre 1918 auf demselben Ackerboden. Gegen 2 Millionen Tonnen Brotkorn mußten zuletzt aus dem Ausland zu einem überaus hohen Preis eingeführt werden, um den notwendigen Bedarf der Bevölkerung an Brot, Mehl und sonstigem Gebäck zu decken. Und trotz alledem sind im Rechnungsjahr 1921 allein nach amtlichen Angaben über 13 Millionen Zentner Gerste (zwei Drittel Millionen Tonnen), ein Drittel der gesamten Gerstenernte, zu Bier vergoren worden.

Für dieses Jahr ist eine „mäßige Mittelernte" an Brotgetreide vorausgesagt worden. Die Organisationen der Agrarier bestreiten, daß die Landwirte die vorgeschriebene, an sich nur geringe Getreidemenge werden abliefern können. Die Regierung hat bereits das Lieferungssoll für Gegenden mit schlechter Ernte herabgesetzt oder aufgehoben. Und doch darf weiter Gerstein unbeschränkter Menge in den Brauereien in Bier umgewandelt werden.

Das Markenbrot besteht nur zu ungefähr einem Drittel aus dem billigen Umlagegetreide. Es steigt dauernd im Preise, weil sein größerer Teil aus dem ständig sich verteuernden, im Inoder Auslande frei gekauften Getreide stammt. Der Reichstag hat die Getreideumlage auf nur 2,5 Millionen Tonnen festgesetzt; sozialistische Anträge, eine Erhöhung auf 4,5 Millionen Tonnen vorzunehmen, wurden von der Mehrheit abgelehnt. Die Agrarier behaupten, schon bei Lieferung von 2,5 Millionen Tonnen bliebe nach Abzug des eigenen Bedarfs, des Saatguts und der Deputate für den freien Verkauf nichts übrig. Aber für die Brauereien haben sie Millionen Zentner Gerste!

Am 30. September ist die Bestimmung des Biersteuergesetzes abgelaufen, wonach auch Reisabfallgries und Maisgries zur Bierherstellung verwendet werden dürfen. Der Reichstag hat noch kurz vor Schluß der Tagung Zeit gefunden, dieses Gesetz zu „verbessern" und seine Geltungsdauer bis Ende September des nächsten Jahres zu verlängern: In Zukunft darf Reis in jeder Form, also auch Vollreis, verbraut werden. Die Brauer frohlocken über den Fortfall der „sehr lästigen Beschränkung" auf zur menschlichen Nahrung nicht mehr geeigneten Reisabfall; sie werden von nun an auch guten Reis in großen Mengen aufkaufen. Und die Arbeiterfrauen werden ihren Reis noch teurer bezahlen oder sich mit dem von den Brauern nicht mehr gekauften Reisabfall begnügen.

Der bayerische Brauerbund allerdings lehnt die Verwendung von Reis und Mais auch weiterhin ab. Er hat es für notwendig gehalten, in der Presse ausdrücklich zu erklären, er sei sich mit der Bayerischen Staatsregierung und der gesamten bayrischen biertrinkenden Bevölkerung „in der strengsten Aufrechterhaltung des altbewährten Reinheitsgebotes" vollständig einig. In Bayern wird also nur Brotkorn verbraut! Welche Provokation der notleidenden Massen in jener Erklärung liegt, das ahnen offenbar die Brauer nicht und anscheinend auch nicht — die Massen. Und darum wagt es auch die „Tageszeitung für Brauerei", das offizielle Organ des Deutschen Brauerbundes, in ihrer Nummer vom 11. August den völlig nährwertlosen Süßstoff als Ersatz für Zucker warm zu empfehlen und von ihm zu behaupten, er verhüte den Ankauf von Lebensmitteln im Ausland und damit die Erhöhung unserer Valutanot. Das schreiben dieselben Leute, die seit Jahr und Tag durch die Vergärung von Nahrungsmitteln das Volkswohl und das Volksvermögen aufs empfindlichste schädigen. Statt Brot Bier, statt Kartoffeln und Obst Schnaps, statt Zucker Sacharin, — das ist das Rezept, das die Brauer und Brenner dem Volke verschreiben, auf daß ihre Profite wachsen. Wann wird endlich das Volk einen Strich durch die Rechnung jener Verderber machen?

Wochenspielplan der Vereinigten Theater

von Sonnabend, 10. Septbr. bis Sonnabend, 16. Septbr.

Lobetheater

Sonntag, 10. September 7½ Uhr:	Zum letzten Male „Die Hose" Lustspiel von Sternheim
Montag, 11. September Dienstag, 12. September Mittwoch, 13. Septbr. Donnerstag, 14. Septbr. Freitag, 15. September Sonnabend, 16. Septbr.	Gastspiel Max Pallenberg „Mr. Wauwau" Lustspiel-Schlager von Hodges Mr. Wauwau. Max Pallenberg

Thaliatheater

Sonnabend, 9. Septbr. Sonntag, 10. September Montag, 11. September Dienstag 12. September Mittwoch, 13. Septbr. Donnerstag, 14. Septbr. Freitag, 15. September	Zum ersten Male Der Lustspielschlager „Der Schildpattkamm" Ein heiteres Ehespiel von Rich. Kessler.
Sonnabend, 16. Septbr. Sonntag, 17. September	„Heimat" Schauspiel von Sudermann

Stadt-Theater.

Freitag 7½ Uhr:
Orpheus und Eurydike.
Sonnabend 6½ Uhr:
Rienzi.
Sonnt. vorm. 11½ Uhr:
Werbe-Matinee
des Bühnen-Volksbundes
Sonnt nachm. 3½ Uhr:
Martha.
abends 7½ Uhr:
Rigoletto.

Schauspielhaus.

Operettenbühne. Tel. R. 8345.
Freitag u. tägl. 7½ Uhr:
Die Bajadere
Sonntag nachm. 3½ Uhr:
Die Frau im Hermelin.

T.T
Tauentzienplatz
Spielplan vom 6. bis 14. September 1922:
Die Faust des Riesen
1. Teil.
Nach dem Roman von Rud. Stratz
In den Höhen des Schweigens
Ein Bergsteigerfilm in 4 Akten
Beginn 4 Uhr

Circus Busch
Luisenplatz
Das Circusgebäude zum Elspalast umgewandelt!
Sonnabend, 9. September abends 8 Uhr:
Grosse
Eröffnungs-Vorstellung
des weltberühmten
Original-Eisballett
vom Berliner Admirals-Palast.
Das entzückende Eisballett
Die lustige Puppe
Vorspiel: Karneval
1. Akt: Der Puppenladen
2. Akt: Im Traumland
Vorher:
Im Gespensterschloss
Eine mimische Spukgeschichte auf dem Eise
Regie: Alex Nordheimer.
Musikalische Leitung: Paul Wolff.
Die künstliche Eisbahn in der Manege.
Morgen Sonntag:
2 Vorstellungen, 3½ u. 8 Uhr:
Der große Eröffnungs-Spielplan!
Nachmittags Kinder halbe Preise
Vorverkauf: Verkehrsbüro Barasch und Circuskasse

Kammer-Lichtspiele
Vom 8.—14. September
Der Mann mit den 3 Frauen
Ferner:
Der schwarze Montag

FIGARO-THEATER
Bischofstrasse 4/5
Fernspr. Ohle 1769
Die verliebte Malwine
Mitzi Bardi
usw.

Liebich-Theater.
Das grosse Septbr.-Programm.

Dominikaner!!
Täglich Täglich Täglich
Die lustigen Rheinländer
Direktion: Heinz Klein.

Café Börse
am Christophoriplatz
Tägl. Konzert.

Ist Bedarf an Licht und Kraft,
Dann nicht lange nachgedacht.
Ruft **nur Ring 7903,**
Schon die Hilfe eilt herbei.
Repariert wird schnell und gut,
Ist Eure Leitung mal kaputt.
Elektr. Licht- und Kraftanlagen
Richard Gellert
Breslau, Gräbschener Straße 39

Zeitungsmakulatur
hat abzugeben
„Die freie Meinung"
Breslau VII, Höfchenstrasse 48.
Fernsprecher Ring 7897.

Anzeigen in der „Freien Meinung" haben **besten Erfolg.**

Juvelenverkauf!!!

Wir kaufen zu höchsten Preisen

Brillanten
Diamanten
Perlen
Smaradge
alten Schmuck

und zahlen für große, reine Steine 100 000.– Mk. das Karat und darüber.

Levy, Juweliere
Alte Graupenstrasse 6–10.

Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt
Filiale Breslau Tauentzien-Straße 14 Hauptanstalt Leipzig
Gegründet 1856 ◆ Kapital und Reserven Mark 560 000 000
Fernsprecher: Amt Ring 6960—62 ◆ Drahtanschrift: Creditanstalt
Postscheck-Konto: Amt Breslau 775 ◆ Reichsbank-Giro-Konto
Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

Kaffeehaus Goldene Krone
Ring, Ecke Ohlauer Strasse
Täglich ab 4 Uhr: Künstler-Konzert
Billard-, Spiel- und Konferenz-Säle!
Größtes Familien-Konzert-Café Breslaus

Künstlerspiele
Bischofstrasse 13
Dir. Ludwig Michalis.
Tägl. 5 Uhr-Tee!
Tanz: Vorführungen:
8 Uhr: **Das sensationelle internat. Programm!**
Fred Roß Jazzband!
Die neue Bar!

Teppiche Gardinen
Größte Auswahl.
Bekannt solide Preise.
Wir unterhalten keine Filialen.
Jos. Spaniers Sohn
nur: **Ohlauerstr. 45** Ecke Promenade

Alfred Schlesinger
Nähmaschinen
nur Schmiedebrücke 29a
Auf Wunsch weitgehendste Zahlungserleichterungen.

Wappenhof
Konzerthaus / Morgenau
Endstation der Linie 11 — Ueberfähre am Zoo
Jeden Freitag:
Wappenhof-Ball
Konzert ab 4½ Uhr. Ball ab 7 Uhr:
Morgen Sonnabend, 9. September:
Großer Hausball
Verschiedene Ueberraschungen.
2. Preis-Tanz-Turnier.
3 Preise. — Anfang 7 Uhr.

Alle Drucksachen für den Geschäftsbedarf liefert unerreicht schnell Die freie Meinung, Abt. Druck, Breslau, Höfchenstr. 48, Fernspr. Ring 7897.

Kaufe alle besseren Marken II. u. III. Wahl, alte Mark., aus dem Verkehr ges., dann Sammlg. Krieg u. Neuheit. Abstgsm., mich interess. alles, bitte Offerte. H. Böhm, Breslau I, Karlstrasse 28.

PALAST Theater
Freitag — Montag
Beginn 5 Uhr. Sonntg. 3 U.
Die Vampyre von New York!
oder
„Die Huronen!" 12 Akte
„Das Geheimnis des Himmelbettes"
„Die Marderhöhle"

DK
Freitag—Montag
Beginn 6 Uhr. Sonntg. 4 Uhr
Wirbelwind
Hauptdarsteller: R. Darcell
dessen tolle Motorradfahrten ihm d. Beinamen „Der Wirbelwind" eingetragen haben.

Kleinkunstbühne Bonbonnière
Dir.: Ludwig Stössel
Täglich abends 8 Uhr:
Das grosse Eröffnungs-Programm
Karten: Verkehrsbüro Barasch, Ring u. täglich ab 4 Uhr an der Tageskasse der Bonbonnière (Eingang Menzelstr.)
Nach der Vorstellung:
Der elegante Barbetrieb
Täglich 5½ Uhr-Tee mit Tanzvorführungen.

Residenz-Café
am Tauentzienplatz
Vornehmstes u. schönstes Familienlokal
Täglich von 4 Uhr ab
Konzerte.

Tatjana
Wein- und Likörstuben
Hummerei 6.
Angenehmer Aufenthalt.
Dezente Musik.

SCHAUBURG VIKTORIA-THEATER
Täglich 8 Uhr
Operetten- und Ausstattungs-Revue:
Nur noch 4 Tage!
Volks-Vorstellungen
Der Herr der Welt
10 Bilder 40 Damen
Ermäßigte Preise! Ermäßigte Preise!

Groß-Breslau Königstr. 11.
Telephon Rg. 4084
Das genügt!
5-Uhr-Tee

Garn- u. Futterstoffe
kauft, zahlt meist
Peschke, Heinrichstr. 16.

LIEBICHS-KABARETT.
Das neue Septemberprogramm
mit Direktor Engelbert Milde
(Engelbert Milde's Künstlerspiele Dresden).
Neue ungarische Kapelle.

Garn klein. u. gröss. Posten Sternwirn, Talon, Seife, Schokolade, Anz. Schuhe Schnürsenk., Streichhölz. s. bill Peschke, Heinrichstr. 16

Apollo Tanzpalast u. Kabarett
Herdainstrasse 100
Jeden Dienstag, Donnerstag, Sonntag
Auftreten erstklassiger Kunstkräfte
Gesang / Kunst / Tanzvorführungen / Humor
Neu renoviert — mässige Preise
gute Bedienung — gute Küche
Kein Weinzwang.
Die anderen Tage sind den geschätzten Vereinen empfohlen.

AUSSCHNEIDEN!
Kauf! Höchste Beleihung! Verkauf! von Brillanten, Perlen, Gold-Silber-Platin bruch, Antiquität. u. Werten jeder Art
F. Sonnenfeld * Breslau Ohlauerstr. 46 Telefon Ohle 40
Eingang: Neue Gasse 30
HALT!

Konzerthaus ZOO
Sonnabend, den 9. September, nachm. 5 Uhr:
Letztes grosses Gartenfest
Militär-Konzert
Gesangs-Vorträge
des Opernsängers Fritz Kuhl
Abends 8 Uhr:
Grosses Kunstfeuerwerk
Leuchtfontäne
Im Festsaal und Schlesierbaude ab 8½ Uhr:
Festball.
Die Veranstaltung findet bei jeder Witterung statt.

Konzerthaus ZOO
Täglich ab 4½ Uhr:
Grosses Konzert
Hombéry Miksa-Orchester
Auf der Mocca-Terrasse:
KONZERT
Kapellmeister vom Hove.
Dienstag, den 12. September:
Solisten-Konzert

Republikaner
berücksichtigt grundsätzlich
die Inserenten der „freien Meinung!"

Mit einer Beilage.

Breslauer Schau.

Gegen Wuchergeschäfte.

Der Herr Polizeipräsident teilt uns mit:

Für eine ganze Reihe von Gegenständen des notwendigen Lebensbedarfs schreiben die Verordnungen des Magistrats vom 20. 11. 21 (Gem.-Bl. Seite 414) und vom 15. 1. 22 (Gem.-Blatt Seite 21) Preisverzeichnisse, Preisauszeichnungen und Preisbilder vor. Diese Preisauszeichnungspflicht wird seit Beginn der jetzigen Teuerung von einem Teil der hiesigen Kaufmannschaft absichtlich mißachtet. Ebenso werden vielfach die ausgezeichneten Preise in Verkauf überschritten, was ebenfalls verboten und strafbar ist. Ich habe deshalb bereits einen verstärkten Kontrolldienst mit scharfer Ueberwachung der Geschäfte angeordnet und werde bei allen Verstößen rücksichtslos strafrechtlich einschreiten. Geschäftsleute, die diesen Verpflichtungen in der heutigen Zeit weiter hartnäckig entgegen, müssen als unzuverlässig gelten.

Ich weise bei dieser Gelegenheit die hiesige Geschäftswelt noch besonders darauf hin, daß nach den maßgebenden Bestimmungen der Preisauszeichnungsverordnung vom 8. 5. 18 (R.-G.-Bl. S. 395) nach wie vor die Verpflichtung sich unbedingt auf den Gestehungspreis aufbauen muß und es durchaus unzulässig ist, ohne weiteres den Tagespreis zu fordern. Deshalb werde ich nicht dulden, daß insbesondere die Preise für Inlandswaren, wie es jetzt vielfach geschieht, täglich in Anlehnung an den Dollarstand hinaufgesetzt werden. Ich warne alle beteiligten Kreise sowohl im wohlverstandenen eigenen Interesse, wie auch im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung dringend vor einem solchen Verfahren.

Zur Nachprüfung der von den einzelnen Geschäften geforderten Preise habe ich ebenfalls einen umfassenden Kontrolldienst eingerichtet und werde in Fällen von Wucher, Kettenhandel, strafbare Zurückhaltung und hartnäckiger Nichtauszeichnung der Waren unnachsichtlich mit Strafanzeige, Warenbeschlagnahme und daneben auf Grund der Reichsverordnung vom 21. 9. 15 (Reichsgesetzblatt S. 603)/27. 11. 19 (Reichsgesetzblatt S. 1909) mit Fernhaltung unzuverlässiger Personen vom Handel noch mit Handelsuntersagung und Geschäftsschließung vorgehen.

Zu einer erfolgreichen Wucherbekämpfung bedarf ich indessen unbedingt der Mitwirkung der hiesigen Bevölkerung, die ich hiermit bitte, jeden Fall vermeintlicher Uebervorteilung bei Warenkäufen schriftlich dem Polizeipräsidium oder mündlich dem Gewerberevier (Ursulinerstr. 27/28 Ecke Schmiedebrücke) anzuzeigen. Auf der anderen Seite erwarte ich von der verständigen Einsicht der hiesigen Bewohnerschaft, daß sie unter keinen Umständen gegen die Geschäftswelt eigenmächtig zu Selbsthilfe- und Gewaltakten schreitet, die ich zur Aufrechterhaltung des Staatsautorität unbedingt zu verhindern wissen werde.

Anm. d. Red.: Wir erblicken in dieser Bekanntmachung einen Erfolg unseres vorigen Leitartikels.

Reserviert für den immer noch erwarteten Umsturz.

Man schreibt uns: Anders als die Überschrift kann die Erklärung nicht lauten, die für die unsymmetrischen und deshalb überaus häßlich wirkenden Auffrischten am Postamt Flurstraße und am Eichamt Vorwerkstraße zu geben wäre. Man sehe sich diese, nun seit fast vier Jahren an den Häuserfassaden prangenden Bezeichnungen der republikanischen Behördensitze an und den Eindruck, daß hier auf die Wiedereinführung der Monarchie sehnsüchtig gewartet wird, kann man nicht los werden. Die Buchstaben „Kaiserliches" sind einfach entfernt worden und harren irgendwo ihrer Auferstehung und Wiederanbringung, denn die Bezeichnung „Postamt" sowie „Eichamt" ist an den alten Stellen belassen worden. Nicht einmal unkenntlich — beim Eichamt garnicht übertüncht — ist der Platz verblichener Herrlichkeit. Man wäre es aber endlich einmal Zeit, daß diese Nichtachtung der Republik einer besseren Einsicht wiche und die verantwortlichen Beamten begreifen lernen, daß sie an den ihnen unliebsamen neuen Verhältnissen nichts mehr ändern können. Wir Republikaner fordern deshalb, daß die äußerlichen Einrichtungen durch die gerügten Unterlassungen nicht weiter berücksichtigt gemacht und die Aufschriften dementsprechend sofort geändert werden. Die Steigerung der Herstellungskosten vom Jahre 1919 und jetzt den Leuten zur Last zu legen, die durch ihre Gleichgültigkeit die jetzt entstehenden Mehrausgaben verschuldet haben.

Zu bemerken ist noch, daß das Lehrerinnenseminar in der Sprudelstraße ebenfalls immer noch das „Königliche" stolz als Namensteil führt.

Zum neuen Quartal

müssen Sie jetzt bei Ihrer Postanstalt auf

„Die freie Meinung"

(Breslau) zum Preise von 60,— Mark

frei ins Haus abonnieren!

Max Hölz ist im Breslauer Gefängnis untergebracht worden. Die „Schlesische Zeitung" kriegt vor Angst feuchte Unterwäsche und die Kommunisten schreien „Zeter und Mordio". Sie haben noch genug Lungenkraft übrig aus der letzten Versammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins im Gewerkschaftshause, wo sie die Kuttner-Versammlung sprengen wollten, aber schließlich abziehen mußten. Das taten sie, ließen jedoch die Glocke des Versammlungsleiters mitgehen. Diese Glocke schwingen sie nun für Herrn Hölz, den man der Arbeiterschaft durchaus als Gentleman hinstellen möchte. Die „Schlesische Zeitung" fragt angstschlotternd: „Man darf gespannt sein, zu erfahren, weshalb man den Verbrecher ausgerechnet uns Breslauern beschert hat, und was die staatlichen Behörden zu tun gedenken, um das Treiben der „Arbeiterzeitung" zu unterbinden und außerdem die Bevölkerung vor kommunistischen Gewalttaten zu schützen." — Die arme schlesische Tante auf der Schweidnitzer Straße ist zu bedauern, hoffentlich haben sich inzwischen aber die Fieberfälle gelegt. Breslau ist wirklich noch nicht Moskau, liebe Schlesische.

Die Breslauer Herbstmesse zeichnete sich aus durch hohe Preise und geringen Absatz. Das kennzeichnet die Preispolitik der heutigen Zeit. Das Ausland blieb als Käufer mehr als je fern, dagegen besuchten etwa 300 mährische Landleute die Messe, was die Messeleitung in ihrem Bericht an die Presse scheinbar mit Käufern aus der Tschecho-Slowakei verwechselte. Sehr vielen Unwillen erregte es unter den Ausstellern, daß verschiedenen hiesigen Großfirmen erlaubt war, den Verkauf von der Messeausstellung nach den Stadtlägern zu verlegen. Die Nachahmung dieses Beispiels dürfte den Verfall der Breslauer Messe in sich schließen.

Das neue Kaufmannsheim. Der Gewerkschaftsbund der Angestellten hat von dem Verein der Handlungsgehilfen 1774 das Kaufmannsheim, Schuhbrücke 50/51, übernommen und unter Aufwendung großer Mühe und erheblicher finanzieller Mittel ein wirklich sehr gemütliches Heim für seine Mitglieder geschaffen. Im Erdgeschoß befinden sich die Geschäftsstelle und eine Restauration, die preiswert gute Mahlzeiten liefert. Im ersten Stock ist die sehr große und mit sehr guten Büchern versehene Bibliothek untergebracht, außerdem die Zimmer der Gewerkschaftssekretäre, Sitzungssäle, sowie ein kleiner und großer Festsaal. Am Sonnabend, den 2. d. Mts., wurde das Kaufmannsheim festlich eingeweiht. Die Jugendgruppe eröffnete den Abend mit Gesängen und nach einer Begrüßungsrede des zweiten Vorsitzenden sprachen die Vertreter der verschiedenen Behörden, die sämtlich ihre Glückwünsche für die Zukunft des G. D. A. darbrachten. Der erste Vorsitzende, Herr Pohl, zeichnete mit kurzen, kräftigen Strichen sodann die Entwicklung des Bundes und der Geschäftsführer Herr Konitz sprach über die Zukunft mit ihren Kämpfen und Gefährnissen. Musikalische und Gesangsvorträge gaben der Feier einen würdigen Abschluß.

Liebichtheater. Die Sommeroperettenspielzeit ging zu Ende: Der Winter beginnt. Und mit ihm das Varieté bei Liebich. Wie immer setzt es mit großem Elan ein, der für die kommenden Monate Gutes verspricht. Man ist bei Liebich gewöhnt, daß man ein Programm zu sehen bekommt, das an Qualität gut und an Quantität groß ist; daher der internationale Ruf, den Liebich genießt. Einige vorzügliche Nummern fallen besonders auf: da ist zuerst Demokritos, der lachende Philosoph mit dem Stift, dessen Zeichnungen Fröhlichkeit und Laune hervorrufen. Golemanns Dressuren verraten fleißige Arbeit und ausdauernde Energie; bewundernswert ist das Ergebnis, das der Dresseur mit der Dressur eines Fuchses erzielt hat. Stürmischen Beifall findet der italienische Verwandlungskünstler Nitola Lupo, dessen Komponiertenmasken schlechtweg unübertrefflich sind. Arthur J. Wards Leistungen sind weltbekannt; immer wieder verblüfft seine Gelenkigkeit und Fangsertigkeit. Der Ukrainische Nationalchor ist sehr gut diszipliniert und bringt ukrainische Volkslieder mit löblichem Kunstempfinden zu Gehör. Paul Jülich vermag diesmal weniger zu gefallen, da er durchweg politisch wird und sich in Patriotismen gefällt. Er vergißt offenbar, daß man über ihn lachen, sich von ihm aber keine politische Meinung aufoktroyieren lassen will. Die Akrobatik ist durch die 3 Borellis und 3 Bernhardts vorzüglich vertreten, die Tanzkunst kommt durch Los Andaluses und Nelly Trollmann zu seinem Recht. Andere ebenfalls gute Nummern vervollständigen das sehr sehenswerte Programm.

Bonbonnière. Die erste Kleinkunstbühne im Süden ist mit ihrer sogenegekrönten Saalausstattung eine neue Anziehungsstätte für die portemonnaiebespickte Welt ohne Langeweile. Ludwig Stössel ist ihr Direktor. Schon der Name allein bietet Aussicht auf heiterste, angenehmste Unterhaltung und dem wird auch so. Wenn man nun weiß unter welch schwierigen Umständen das Eröffnungsprogramm zustande kam, muß man einfach staunen, daß es so ausgezeichnet gelungen ist. Zuerst der Ansager, Curt Bois, ein Künstler, der schlagfertig und witzig durch seine Conference bei heiterster Laune erhält und als Vortragender besondere Erfolge einheimst. Rita Rockt als russische Sängerin eine Überraschung, als russische Tänzerin von bekannter Geschmeidigkeit in anmutigen Rhythmen: Wanda Treumann, der Filmstar und Wolfgang Schlegel führen einen wirkungsvollen Sketsch auf. Ausgezeichnet paradiert Emmy von Emmering mit Vorträgen von Erich Guigas, den stärksten Beifall des Abends auf sich konzentrierend. Jean Moreau ein feinsinniger Kabarettkünstler bester Art ziert gleichfalls das Programm. Zum Schluß noch eine einaktige Operette, nicht besonders geistreich, aber getragen von zwei Breslauer Lieblingen — Edith Karin und Ludwig Stössel. Edith Karin beweist mit Operettensichagern, daß sie heute die beste Operettensängerin Deutschlands ist. Ludwig Stössel entfesselt Lachstürme wie immer. Auf dem Parkett tanzen später noch Lucette Mellin, Ly und Solotte Fiené und Ernest und Claire van Düren in vollendeter Anmut. Am Flügel sitzt Ernst August Böllel mit vornehmer Diskretion die Jazz-Band-Kapelle Okonkowski umrahmt wirkungsvoll die Stimmung.

XYZ.

„Künstlerspiele im König von Ungarn." Die „Künstlerspiele" haben für diese Saison ein neues Gewand angelegt, das von Hans Gröninger stammt: und — man darf es frei bekennen — dieses neue Kleid paßt dem Raume so gut, daß man sich unbedingt wohlfühlt und schnell in fröhliche Stimmung gerät. Wozu übrigens das Programm einen recht erheblichen Teil beiträgt. Hier bewies wieder einmal Direktor Michaelis seinen sachkundigen Blick und seinen guten Griff. Der Schlager des Abends ist das Tänzerpaar Tamara und N. Brunnau, das russische und ukrainische Tänze zeigt. Man muß schier staunen, welche Höchstleistungen diese Künstler, und insbesondere der männliche Partner, entwickeln: Temperament, Technik, Exaktheit, Rhythmus und Musikalität sind hier durch energischstes Training zu bewundernswerter Kunst vereinigt worden. Ueberhaupt kommen Liebhaber Terpsichorens in den „Künstlerspielen" auf ihre Rechnung: außer der sehr talentvollen Essen Duval und der sympathischen Gretel Burger bemüht sich um die Gunst des Publikums Lotte Holgar, die groteske Tänze zeigt und über eine hohe Kultur verfügt. Einen „Original spanischen Tanzakt" führen Pepita u. Escamillo vor; mit viel Bewegungsfreudigkeit und Rassigkeit. Soweit die Tanzstars dieses Programms. Von den anderen Größen sei an erster Stelle Hans Balder genannt, ein vorzüglicher Vortragskünstler zur Laute mit noch vorzüglicherem Repertoire. Den größten Beifall des Abends holt sich jedoch Carl Grell, ein Harmonika-Virtuose, der auf seinem Instrument die größte Wirkung erzielt. Elfriede Pohl leitet das Programm mit Operettenliedern ansprechend ein; sodann wirkt sie mit Adolf Wagner, der auch die Conference innehat, in der ergötzlichen, schlagerreichen Minutenoperette „Sie?" von Jessel, der einige sehr hübsche Melodien dazu geschrieben hat. Hermann Mestrum offenbart als Verwandlungskünstler, Komiker, Rezitator usw. eine verblüffende Vielseitigkeit. Am Flügel waltet Joh. Richardy sicher seines (mitunter nicht leichten) Amtes. Die Tanzmusik besorgt, lustig wie immer, Fred Roß, der ebenso wie Direktor Michaelis mächtige Blumenspenden und Beifallsäußerungen des Publikums entgegennehmen konnte. Alles in allem war es ein verheißungsvoller Anfang.

Nachdruck verboten.

Sedan-Gedanken.

Von Werner Dreiburg-Berlin.

„Die Instinktverlassenheit dieses Bürgertums ist vollständig ... Ein Stand von formvollen Freigelassenen, der sehnsüchtig im Schatten des Adels lebt."

Heinrich Mann.

Bismarck wollte schon im Jahre 1848 und schuf in den Jahren 1866 und 1870 die deutsche Einheit — aber er wollte und schuf sie nicht im Rahmen der Gerechtigkeit, sondern im Rahmen der preußischen Hegemonie: Nicht irgend ein südwestdeutscher liberaler Großherzog, nicht ein volkstümlicher Reichsverweser, der reaktionäre Borussenkönig ward deutscher Kaiser.

Und nicht dies allein. Bismarck wollte schon im Jahre 1848 und schuf in den Jahren 1866 und 1870 die deutsche Einheit, — aber er wollte und schuf sie nicht im Sinne der Freiheit und der Vernunft, sondern um der Macht willen und durch das brutalste, älteste und unmittelbarste Mittel der Macht: durch die Gewalt.

Gestützt auf seine Bekanntschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen zum königlichen Hofe von Berlin, versuchte Bismarck kurz nach den schwarz-rot-goldenen Märztagen König Friedrich Wilhelm IV. zu einer blutgebadeten und vollständigen Niederringung der zornig aufzuckenden Berliner Bürger-Revolte zu bewegen. Warum? In dem dritten Kapitel des ersten Bandes seiner „Gedanken und Erinnerungen" schreibt Bismarck: „Nicht in dem Straßenkampf selbst lag die Gefahr des Umsturzes, sondern in der Furcht davor. Die mehr oder weniger phäakischen deutschen Bundesregierungen waren im März, ohe sie den Degen gezogen hatten, geschlagen, zum Teil durch die Furcht vor dem Feinde ... Immerhin wäre es für den König von Preußen an der Spitze der Fürsten leichter gewesen, durch militärische Ausnutzung des Sieges der Truppen in Berlin ein deutsches Einheitsgebilde herzustellen, als es nachher in der Paulskirche gewesen ist."

Daß dann der König aus den Händen der Frankfurter Nationalversammlung die deutsche Kaiserkrone nicht nahm, billigte Bismarck, obwohl er schon in jenen Tagen Gegner der extrem-absolutistischen Staatsform war. Ein Zugeständnis an den demokratischen Gedanken, eine betrügerische Scheinkonstitution, wie er sie später durchführte, hielt er schon damals für unvermeidlich, — aber nur als Gnade und als Bestätigung nach erfolgreich despotischen Demonstrationen der rohen Gewalt. Als Zucker oder Zucker-Ersatz nach der Züchtigung. Die als sehr demokratisch geltende Bürgerversammlung der Paulskirche durfte nicht den Ruhm erwerben, den Anstoß zur deutschen Einheit gegeben zu haben. Denn dann hätte Wert und Idee der Demokratie sich gestärkt, das aber durfte und durfte nicht sein! Für diesen märkischen Junker war nichts gediegen und fest, was nur auf Ehrlichkeit, friedlichen Willen und freie Einsicht gegründet stand. Durchglüht von dem phosphorreszierenden Glanz blutrieselnder Militärtriumphe, sei es „auf dem Straßenpflaster", sei es „auf dem Schlachtfelde" —: gewaltsam mußte die deutsche Einheit erquält und „errungen" werden. Friedlich sie aus dem Grunde der Freiheit und der Verständigung zu errichten, — das ging diesem Manne, der später der Heros breiter deutscher Bürgermassen werden sollte, gegen den Geschmack.

Bismarcks politischer Wunsch im Jahre 1848 und Bismarcks politischer Weg in den Jahren 1866 und 1870 rechnete auf den imponierenden und Respekt einflößenden Eindruck militärischen Erfolges. Bismarcks Wunsch und Weg rechnete rücksichtslos raffiniert immer nur auf die verächtlichsten oder doch unmännlichsten Triebe des Menschen: auf die unkritische Anbetung des Bestehenden und mehr noch auf die knechtische, konservative und kulturlose Neigung, sich anzupassen an den gewaltsamen Erfolg, weibisch-zärtlich sich anzuschmiegen an den überwältigenden Triumph der brutalen Macht. Die Weltgeschichte und die in der Bluse des deutschen Arbeiters verborgene europäische Menschenseele haben gegen Bismarck entschieden: durch die aufstachelnde Roheit und Widerstand weckende Gewaltsamkeit des Sozialistengesetzes wurde die deutsche Sozialdemokratie trotzig, mutig und mächtig gemacht. Freilich die überwiegende Masse des gebildeten und des wohlhabenden Bürgertumes im deutschen Kaiserreich erlag allmählich einer furchtbaren Versuchung: der Versuchung, sich anzupassen an den gewaltsamen Erfolg, sich anzuschmiegen an die brutale Macht. Ihre Bildung, ihre seelisch-geistige Steigerung, ihre „Kultur" war ein schillerndes Nichts. Denn sie ermangelte der — — europäischen Neigung, sich aufzulehnen gegen ungerechte und gewaltsame Macht und gegen falsche Meinungen der Autorität. Für sie waren in mehr als einem Sinne Brutus, Luther, Ulrich von Hutten, Galilei, Voltaire, Robespierre, Heine, Börne und Herwegh — tot. Gerechte Auflehnung des Geistes gegen den Irrtum einer Masse oder gerechte Auflehnung des Willens gegen die Willkür einer Minderheit galt diesem Bürgertum als Beleg für undeutsche und „verjudete" Seelemart. Diese Bürger des deutschen Kaiserreichs, wußten sie wirklich nichts davon, daß ihr Bülowblock ein buntscheckiges Bündel von Machtgier und Stumpfsinn war und sich nicht nur gegen die Sozialdemokratie richtete und etwa noch gegen das „Berliner Tageblatt", sondern vor allem gegen Europa und gegen Deutschlands Kultur?

Am traurigsten und am klarsten offenbarte sich all diese Verblendung, Verfinsterung und Vergiftung in der nationalliberalen Partei. Denn diese Partei war das Erzeugnis der Tatsache, daß Bismarck als Vertreter von Adel und Monarchie dem Volk, d. h. den Bürgern und Arbeitern, gegenüber den alten römischen Rat befolgte: „Teile, so wirst du herrschen".

Der Junker Bismarck riß eine Kluft auf zwischen Arbeiter- und Bürgerschaft, gewährte einigen industriellen Unternehmern Anteil an der Ausbeutung des Proletariats und überzeugte den größten Teil des Bürgertums davon, daß eine nur oberflächlich konstitutionelle Monarchie oder Oligarchie besser als ein parlamentarisch-demokratischer Staat die bürgerlichen Interessen wahre; denn das Kaiser- und Junker-Regime sei ein Wall gegen das Wachsen und Herandrängen der sozialistischen Bewegung, die durch eine demokratische Verfassung, wie durch ein weit geöffnetes Tor über kurz oder lang in die Regierung des Reiches einmarschieren und den bürgerlichen Kapitalismus hinwegfegen würde. (In der Tat hielt im bürgerlich-republikanischen Frankreich der Sozialist Jaurès den Schülern eines Gymnasiums pazifistische Vorträge.) Da glaubten die liberalen Großindustriellen, sie seien, auch wenn sie nicht Kriegsschiffe und Kanonen bauten, dem Adel und der Monarchie zu Dank verpflichtet, lernten Hurra schreien und erfüllten gerne den Anspruch der Junkerkaste, der ja — ach! — so bescheiden war:

Die Besetzung der höheren Offizierssstellen in der Armee und die Lenkung der deutschen Außenpolitik, kurz: alles, was auf die Einrichtung „Krieg" und auf den Begriff „nationale Verteidigung" sich bezog, begründete oder leise bezog, wurde dem Adel und der Monarchie ohne den Schatten einer Kontrolle in die Hände gelegt. Dem Adel und der Monarchie — als den Mächten und Elementen, die die größte Routine in den Dingen der rohen Gewalt aus den Zeiten der Burggrafen, Raubgrafen und Raubritter sich bewahrt hatten.

Verjunkert, verkaisert und feierlich dem Gewaltgeist geweiht wurde die deutsche Außenpolitik von Bismarck. Im Grundsatz nur wenig geändert, wurde sie später fortgeführt von einem Regenten, der leider noch dazu mehr albern und forsch, als bismärkisch-brutal war, und unter dessen Staatsmännern — nach jenem allerhöchst ungnädigen Fußtritt — kein Bismarck mehr stand.

Aber diese auswärtige deutsche Politik, war sie nicht nach Fortfall des Sozialistengesetzes und abgesehen von der Beschränkung des Arbeiterkoalitionsrechtes in dem von Bismarck erbauten schwarz-weiß-roten Hause eigentlich das einzige Zimmer, in dem noch kaiserlicher und großagrarisch-adliger Machtkitzel und Gewaltgeist absolute Orgien feiern durfte? Das nationalliberale Bürgertum besahte diese Frage, und seine Deputierten zogen mit beträchtlichem Scharfsinn ihre Konsequenzen: Sie griffen zur Zipfelmütze und falteten die Hände auf dem Bauch. Ihre Reichstagsreden, aus denen es wie ein Schnarchen klang, wetteiferten oft erfolgreich mit dem benachbarten konservativen Parademarsch.

Warum auch nicht? Im allgemeinen, nicht wahr, lebten wir ehemals ja doch frei, ruhig und ungestört. Das Säbelrasseln in den Reden unseres impulsiven Landesvaters, die ablehnende Haltung unserer Regierungsvertreter auf den Haager Friedenskonferenzen, wo Deutschland Abrüstung und obligatorisches Völkerschiedsgericht zu Fall brachte, ferner der hierdurch bewirkte, immer ungeheurer und immer unheimlicher werdende Argwohn des Auslandes — — nun ja gewiß, selbstverständlich, zweifellos, das waren natürlich Mißgriffe, kleine Entgleisungen und Fehler, die nicht in Abrede gestellt werden sollen. Gott im Himmel, Diplomaten und Monarchen sind eben auch nur Menschen, keine Götter. Das Endresultat der Außenpolitik des deutschen Kaiserreiches war betrübenderweise ein viereinhalb Jahre durch- und ausgehaltener, frisch-fröhlicher kleiner Weltkrieg, der leider — es läßt sich nicht leugnen — den völligen Ruin der deutschen Wirtschaft nach sich zog. Auch ging es — das ist gewiß recht bedauerlich — während der viereinhalb Jahre nicht ganz ohne Blutvergießen ab. Aber das alles, nicht wahr, darf uns nicht hindern, unaufhörlich, vor allem aber an nationalen Ruhmestagen, uns daran zu erinnern, wie spottbillig doch unter der Herrschaft unseres Bismarck und unseres Kaisers die Butter war.

Also nieder mit der Republik! Juden raus! Es lebe die Monarchie! Hoch Helfferich! Heh, Kellner, bringen Sie dem Kapellmeister diesen Zwanzigmarkschein: Nationalhymne und „Heil dir im Siegerkranz!" Los! . . .

Wilhelm, kehre zurück, es ist alles verziehen. Denn das von Bismarck geschaffene nationalliberale Bürgertum ist made in Germany, folglich sehr dauerhaft, und ändert immer nur sein Etikett.

Vom Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegerhinterbliebenen, Geschäftsstelle Friedrich-Wilhelm-straße 84, Seitenfl., wird uns folgendes mitgeteilt: Die Geschäftsstunden sind Montag und Mittwoch von 8—3, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 8—5, Sonnabend von 8—1 und in Wohnungsangelegenheiten nur Dienstag, Donnerstag und Freitag von 3—5 Uhr. Die alten Aufnahmescheine haben ihre Gültigkeit verloren und kommen nur noch numerierte Aufnahmescheine in Frage. Diese sind bei den Funktionären des Reichsbundes und in der Geschäftsstelle erhältlich. Gleichzeitig weisen wir darauf hin, daß die Mitglieder bei Einholung einer Auskunft das Mitgliedsbuch als Ausweis mitzubringen haben. Der Arbeitsausschuß für Kriegsbeschädigte tagt jeden Dienstag und für Hinterbliebene jeden Mittwoch abends 6 Uhr in der Geschäftsstelle des Reichsbundes.

Als Eispalast wird das Zirkus Buschgebäude am Lutsenplatz am Sonnabend abends um 8 Uhr eröffnet. Der Vorverkauf für die Eröffnungsvorstellung des Eisballetts vom Berliner Admiralspalast hat schon stark eingesetzt, ein Zeichen für das rege Interesse an dieser Darbietung, welches ein gesellschaftliches Ereignis zu werden verspricht. —

Die Direktion des Liebichtheaters hat, um vielen Wünschen des Publikums entgegenzukommen, beschlossen, an jedem Freitag einen rauchfreien Tag zu veranstalten; dieses Rauchverbot wird an allen diesen Tagen unbedingt innegehalten werden.

Eine stattliche Spende für die Kriegsverletzten im Kloster der Barmherzigen Brüder stellte uns eine hiesige Likörfabrik auf der Weißen Ohle zur Verfügung. Damit hat jene schwarzweißrote Dame, die den Kriegsverletzten das Lesen der „Freien Meinung" unterbinden wollte, eine neue Abfuhr erhalten.

Für das Schlesische Krüppelheim der barmherzigen Brüder suchen wir Jugendlektüre. Es ist den Wohlfahrtsanstalten heutzutage nicht mehr möglich, genug Lesestoff für die Krankenhäuser zu besorgen. Spenden nehmen wir in unserer Redaktion, Höfchenstraße 48, entgegen.

Abschiedsabend Edith Karin. In der heutigen Vorstellung der „Bonbonniere" verabschiedet sich Edith Karin vom Breslauer Publikum. Edith Karin wird in Berlin in einer Novität von Götze eine Hauptrolle kreieren und hat ihr Direktor Stössel Urlaub erteilt, um ihr rechtzeitiges Eintreffen dort zu ermöglichen.

Breslauer Theater.

Stadt-Theater.

„Rienzi". Man fasse es nicht als ein ungünstiges Omen auf, daß die Ära Tietjen mit demselben Werke begonnen hat wie vor 9 Jahren die Ära Runge. Beide Male handelte es sich um die aus kunstgeschichtlichen Gründen durchaus berechtigte Wiederaufnahme einer Oper, die jahrelang hier unaufgeführt blieb, obwohl sie von Wagner ist. Stammt sie wirklich von Wagner? Ja und nein. „Rienzi" hat den Stil der welschen „großen tragischen" Oper, mit der Wagner selbst sehr scharf ins Gericht gegangen ist. Als eine Jugendsünde hat er seinen „Rienzi" bezeichnet. Und doch ist schon mancherlei Wagnerisches in dieser Jugendsünde. Ich denke da weniger an die spärlichen Ansätze zur Leitmotivbildung oder an die innige Liebhaftigkeit des Friedensbotschens als an das bombastische Drum und Dran, die Auf- und Umzüge mit ihrer Effektmacherei, das pomphafte Drommetengeschmetter und Waffengeklirr, die sehr bühnenkundige Ausbeutung starker akustischer und optischer Wirkungsreize. Wagners Theatralik ist hier freilich noch nicht so übertüncht wie in seinen späteren Werken. „Rienzi" ist ein musikalisch derftiges und lärmreiches, textlich unlogisches und leeres Schaustück, das den „Schauspieler" Wagner — dieses Wort stammt von Nietzsche — in unerfreulicher Reinkultur zeigt. Der vor 80 Jahren in Dresden auf die Bühnenwelt gekommene Tamtam-Rienzi, ein Halbbruder der „Vestalin", der „Jüdin" und der „Hugenotten", stellt die Hauptaufgabe dem Spielleiter. Bei ihrer Lösung bewies Herr Intendant Tietjen gutes Verständnis für massive Wirkungen. Sein Material zeugte von großem Aufwand, war aber nicht immer in bühnengemäßer Verfassung. Manchen Statisten und den die Gladiatoren darstellenden Turnern fehlte es an Unbefangenheit und Theaterschulung. Der in seinen hohen Stiefeln hilflos torkelnde Begleiter eines der deutschen Gesandten wirkte gar zu komisch. Aber man spürte den Willen zu lebensvoller Gestaltung, sowohl in der Spielleitung wie in der Herrn Prüwer zugewiesenen Musikleitung. Sogar die Chöre klangen zum größten Teile rein. Herr Maier ließ sich wegen Heiserkeit entschuldigen. Es wäre doch sehr originell, wenn der neue Intendant lieber bekannt machen wollte, wann Herr Maier einmal nicht heiser ist. So oft ich diesen Tenoristen hörte oder hören wollte, war er indisponiert. Zu seiner Schonung mußten in der Partie des Rienzi große Strecke gemacht werden, so daß die filmähnlichen Vorgänge noch vergrößert wurden. Herrn Neumann, der einen sympathischen Baßbariton zu haben scheint, fehlte noch das, wodurch sich Herr Groß als rebellischer Parteiführer hervortat, nämlich das leidenschaftliche Draufgängertum. Der Nachfolger Abendroths heißt Wennig; er bot wenig. Auch auf die Herren Hauschild und Pfeiffer trifft das quantitativ und qualitativ zu. In Violetta Strozzi scheint uns eine jugendlich-dramatische Sängerin von guten Eigenschaften zu sein. Die Friedensbotschaft von Johanna Storbeck machte ebenfalls einen günstigen Eindruck. Frau Dannenbergs Adriano hatte im gesanglichen Ausdruck den großen Schwung, dessen solche Opernjünglinge bedürfen. — Trotz manchen Kürzungen wurde die Aufführung wegen der ungewöhnlich langen Pausen weit über das zulässige Maß hinaus gestreckt.

„Die Entführung aus dem Serail" Schon an den ersten Abenden der neuen Spielzeit führten unpäßliche Sänger große Schwierigkeiten herbei; besonders die Tenoristennot macht sich sehr fühlbar. Zur Uebernahme der Partie des Belmonte kam aus Berlin als Ausheller Herr Willimsky, der dieselbe Rolle in der vorigen Spielzeit hier innegehabt hat. Er war auch diesmal noch nicht persönlich genug, gab aber stimmlich mehr aus als früher und sang ebenso geschmackvoll und wohlbehaglich wie damals. An Stelle des erkrankten Herrn Wittekopf erschien als Osmin Herr Wilhelmi, der zugleich die Spielleitung hatte. Wenn er auch seinem Vorgänger an Natürlichkeit des Humors und Vornehmheit des Gesanges unterlegen ist, so bleibt seine Fähigkeit, allezeit nützliche Nothelferdienste tun zu können, doch anerkennenswert. Durch seine jedem unbefangenen Beurteiler auffällige Untugend, die Zeitmaße willkürlich zurückzuhalten, erschwerte er das Amt des Dirigenten Seidelmann, dem es — gemäß seiner Jugend — ohnedies nicht immer gelingt, die Verbindung des Orchesters mit den Sängern zu befestigen. Frau Wallerstein-Pfahl, Frl. Mirkow und Herr Hauschild vertraten noch die alte Garde; Herrn Neumann war die Sprechrolle zugefallen.

„Tannhäuser". Der neue Kapellmeister Ernst Mehlich hat Routine und Temperament; er bedient sicher und energisch die Hebel des musikalischen Räderwerkes. Herr Tietjen richtete sich in der Wartburgszene mehr nach Wagners Wünschen als seine Vorgänger und ließ auch einige Zutaten einer echten Gestaltung mittelalterlichen Hoflebens zugute kommen. Die Gäste werden jetzt von den fürstlichen Festgebern wirklich „empfangen", die Zuweisung der Plätze ist besser als bisher, die Zusammensetzung der Gäste reicher an Abwechslung. Man sah eine adlige Witwe mit ihrem Söhnchen, drei Ordensritter in weißem Mantel mit rotem Kreuz, also Mitglieder des etwa hundert Jahre vor dem Sängerkampfe gegründeten Templer-Ordens, und als Diener der Wettstreiter die sogenannten „fingerlin", die Sängerknaben, von denen die mittelhochdeutschen Handschriften berichten. Unter den Gästen war der aus Berlin gekommene Gast Georg Schmieter (ehemals in Breslau, dann in Kassel). Wieder war sein Tannhäuser eine leibhaftige Katastrophe, als Sänger und als Darsteller siech und morsch. Zum Glück waren ja drei Vertreter des roten Kreuzes auf der Bühne! Herrn Roths Nachfolger, Robert Korst, hat ein kraftvolles, von Rauheit nicht freies Forte und ein feines Piano in seinem Bariton, doch er übertreibt beides. Otto Wennig ist kein Ersatz für Abendroth. In der hohen Lage seines Basses finden sich ergiebige, gut klingende Töne; im übrigen slackert seine Stimme, und die Darstellung ist uninteressant. Der lyrische Tenorist Josef Borin machte keinen ungünstigen, aber auch keinen bemerkenswerten Eindruck. Mehr Glück scheint der Intendant mit den neuen weiblichen Kräften zu haben. Annie Klen wird hoffentlich das halten, was ihre ebenmäßig singende und mit Teilnahme spielende Elisabeth versprochen hat. Frl. Janssen war ein noch unsicherer Hirtenknabe; auch das stumme „Spiel" der Schalmei stimmte mit den Weisen der Oboe nicht überein. Von der großzügigen Venus der Frau Fortner-Halbaerth und dem kleinzügigen Biterolf des Herrn Wilhelmi ist nichts Neues zu berichten. Das Theater war am ersten Abend beinahe und am dritten ganz ausverkauft, trotz den „großen" Preisen; es waren ja „Wagner-Abende". Am zweiten Tage sah man manche Lücken, trotz den „kleinen" Preisen. Es wurde eben „bloß" ein Werk von Mozart aufgeführt!

„Aida". Herr Tietjen ist als Spielleiter auf die Vorarbeiten früherer Regisseure angewiesen. Daher hat er auch Dr. Paulus „Reform-Szenerie" der „Aida" übernommen, glücklicherweise aber manches Aergerliche an ihr beseitigt. Ein paar Beispiele dafür: Der König und die Prinzessin sitzen beim Empfange des Siegers nicht mehr auf dem Podest, sondern vorn am Tore. Radames braucht sich nicht mehr zu bücken, um durch dieses Tor seinen Einzug zu halten, und es bleibt ihm erspart, auf einer Steigeleiter den Erdboden zu erreichen. Das anachronistische Wandbild in der 8. Szene war verschwunden. Im Orchester fielen etliche Unstimmigkeiten auf, z. B. das eckige Legatospiel einiger Holzbläserfiguren. Obwohl Herr Prüwer dirigierte, sprangen die dramatischen Funken nicht gerade oft aus der Aufführung hervor; sie glommen meist unter einer lauwarmen Asche. Die Amneris von Adi Almoslino, die man zur Nachfolgerin Frau Dörwalds gemacht hat, war vom Feuer der Leidenschaft am wenigsten erwärmt. Ihre Gegenspielerin, Frl. Strozzi, hätte auch noch etwas mehr davon haben können, aber die Reinheit und Feinheit ihrer Soprantöne ersetzten die kleinen Fehlbeträge an Ausdrucksgröße. Herr Korst verzichtete darauf, die Partie des Amonasro mit schön gesäuselten Tönen zu überladen; das würde zum Wesen des äthiopischen Königs nicht passen. Darum tat er recht daran, ihn durch kernige, rauh eingeschälte Töne zu kennzeichnen. Als stolzer Pharao müßte Herr Wennig seinen Untertanen und seinen Zuhörern majestätisch imponieren; er müßte es, aber er kann es wohl nicht. Herr Wilhelmi nahm in die seltsam lange Reihe seiner eigentlichen und uneigentlichen Rollen auch noch die des Oberpriesters mit dankenswerter Dienstbereitschaft auf. Er wird sich selbst sagen, daß die Partie des Ramphis zu seinen uneigentlichen Rollen gehören muß. Herr Dimano war der einzige, der von der alten Besetzung noch übrig geblieben ist. Es hieße Eulen nach Memphis tragen, wenn man sich über ihn als Radames noch einmal laug und breit äußern wollte. Was man von Frau Olden-Schreck zu hören bekam, weckte Vertrauen zu ihr.

„Fidelio." Im Textbuch des Hendelschen Verlages steht noch dem Texzett des ersten Aktes: „Wenn eine Teilung der Szene stattfindet, fällt nach diesem Texzett der Vorhang". Die Teilung fand vorgestern statt, nach meinen Erfahrungen zum ersten Male in Breslau. Dadurch erreichte Herr Tietjen eine größere Intimität und Behaglichkeit der ersten Szene, die nach seiner Auffassung nicht im Gefängnishofe spielt, sondern in der gemütlicheren Wohnung des Kerkermeisters. Einen äußeren Nachteil bringt aber die durch den Szenenwechsel bedingte Pause. In ihrer Ausfüllung schoben der Spielleiter Tietjen und der wieder forsch ein- und durchgreifende Musikleiter Mehlich die 3. Leonoren-Ouvertüre ein. Das kann ich noch weniger gutheißen als vor einigen Jahren ihre Einfügung in die Verwandlungspause des 2. Aktes. Auf ihre Wiedergabe ganz zu verzichten wäre eine Sünde, da sie das größte orchestrale Wunderwerk ist. Ihrer Stellung vor dem Beginn der Oper steht die eigentliche „Fidelio-Ouvertüre" (in E-Dur) im Wege. Es bleibt also nur übrig, sie vor dem 2. Akte zu spielen; und dorthin, nur dorthin gehört sie auch aus musikdramatischen Gründen. Die düsteren, abwärtsführenden Töne am Anfang symbolisieren Leonores Abstieg in den Kerker, die Klarinette mit dem Florestan-Thema weist auf ihren unglücklichen Gatten hin, die Fanfare ist das Signal der Befreiung und der rauschende C-Dur-Jubel verkündet die Vollendung des Befreiungswerkes. Alles das hören und sehen wir erst im 2. Akte; die „große" Ouvertüre ist eben ein Vorspiel zum zweiten Akte. Hoffentlich wird Herrn Tietjens falsches Experiment nicht wiederholt. Seine übrigen Aenderungen waren Verbesserungen, Vertiefungen des dramatischen Lebens. Das Allegro-Thema der umstrittenen Ouvertüre klang in der Flöte zu spießbürgerlich, während man der Auffassung des Dirigenten gewiß nicht Philisterhaftigkeit nachsagen konnte. Mit der Wiedergabe der großen Arie übertraf Frau Fortner-Halbaerth sich selbst und alle Sängerinnen, von denen ich dieses Prachtstück gehört habe. Herr Groß ist für die Tyrannenart Pizarros nicht so geeignet wie sein Vorgänger Rode. Fräulein Janssen hat unter ihren Soubretten-Vorzügen noch nicht die Sicherheit. Herr Neumann war ein milder, sogar etwas zu schwächlicher Minister. Herrn Dimanos Vokalisation bedarf der Verbesserung. Der erste Gefangene, Herr Cichos, war dem zweiten, Herrn Pfeiffer, als Sänger überlegen. Die Herren Wittekopf und Hauschild ergänzten das Ensemble.

„Cavalleria rusticana". — „Der Bajazzo". Das allzu berühmte neuitalienische Zweigespann fuhr wieder einmal über die Bühne. Die neuen Insassen waren das wieder noch zu befangene und demgemäß unfrei wirkende Fräulein Janssen als Lola, Herr Korst als ein festgefügtes und fest singendes, aber die Sinnlichkeit des „süßen Tölpels" zu wenig betonendes Mitglied der Bajazzi-Vereinigung, Herr Neumann als eleganter, doch übermäßig zurückhaltender Silvio. Herr Maier war wirklich einmal nicht heiser. Er gab den komödiantischen Präsiden der Truppe zwar mehr germanisch als italienisch, aber er war der musikalischen Aufgabe durchaus gewachsen. Als Beppo erschien Herr Baron, einst Mitglied des Breslauer Stadttheaters und seit kurzem hier Leiter eines Filmtheaters, er wird „gastlich" neben Herrn Hauschild als Tenorbuffo tätig sein. Die Kutscher des Zweigespanns waren die Herren Mehlich und Wilhelmi. Nachdem die Schwankungen zwischen dem Osterchor und dem Orchester beseitigt waren, ging die Fahrt glücklich vonstatten.

Dr. Paul Riesenfeld.

Lobe-Theater.

Goethe: Faust I. Teil.

Regie: Wilhelm Lichtenberg.

In grauer Monotonie versuchte Wilhelm Lichtenberg das Rankwerk des ersten Teiles der größten Menschendrangödie aller Zeiten zu vereinfachen. In seinen Rahmen paßten denn auch Lichtflecke nicht hinein, und so blieb der Osterspaziergang aufs karge bemessen und die Walpurgisnacht überhaupt fort. Soll das etwa konzentriertester Goethescher Geist sein? Das Streben nach Originalität ist gewiß lobenswert, aber allzuviel auf des Dichters Kosten ist zu viel, zumal dort, wo der Tat das Wort diametral entgegensteht. Oder muß bei der Stilbühne der Geist durchaus über die Illusion siegen? Dann geben wir das Theaterspielen doch bald auf! So hatte es auch Lothar Koerner als Gast nicht notwendig, sich erst zu verkleiden, um Faust zu verkörpern, er hätte ihm bald im Rezitationssaal daherzusprechen können und wäre vermutlich interessanter gewesen. Herr Koerner nahm sich nicht einmal die Mühe, zwischen dem Magister Faust und dem Gretchenverehrer die Lebensspanne um dreißig Jahre zurückzuverlegen, sondern beschränkte sich, mit Ausnahme weit ausholender Schritte, auf engste Darstellungsandeutungen, während seine beseelte, registrierende Sprache zum Ohrenschmause wurde. Paul Barnay spielte den Mephisto schwarz in schwarz auf einen sarkastischen Naturburschen hinaus, der es dick hinter den Ohren hat; das Infernale der Heimat zuckte nur verstohlen hin und wieder aus einer Lache empor. Goethe hat den Mephisto anders gesehen, Barnay empfindet moderner. Das Gretchen der Käthe Dorsch stellt sich insofern modern dar, als man auch hier zwingen will, den Geist über die Illusion triumphieren zu lassen. Zuliebe einer aufdringlichen Berliner Reklame, sollen wir der in Frauenfülle prangenden Frau Dorsch das feine, fräuliche Gretchen glauben? Nein. Das mache ich nicht mit. Käthe Dorsch soll doch lieber im Lustspielfache bleiben und schlichten, ewig gleichgeliebenden Mittel reichen zum Tragischen nur technisch hin. Aus dem Ensemble befriedigte Herr Fester als Wagner, kräftig war der Pallentin des Herrn Herbert Böhme, lebensecht auch Ada Mahr als Frau Marthe. Zuletzt dem Reiche des Uebersinnlichen hob sich prachtvoll Julius Arnfeld als Sprecher des Erdgeistes ab. Zum Glück für den Theaterleiter sah man, wenn auch nicht die Bühne, so doch den Zuschauerraum voll des Volkes.

H—a.

Sardou: „Madame sans gêne".

Spielleitung: Julius Arnfeld.

Die Aufführung litt unter Widerständen, die bei der Erstaufführung vor einigen Monaten nicht vorhanden waren. Die Vorbereitung fehlte dieses Mal mangelhaft. Die umbesetzten Rollenträger schienen nicht ganz im Bilde zu sein, so der Darsteller des Grafen Neipperg und der Fouché. Hedda Lembach (Prinzessin Elise) beherrschte ihre Rolle überhaupt nicht und blieb einmal sogar stecken! Wie ist dergleichen in einer ernsten Kunstbühne möglich? Die angenehme Unterbrechung des Abends: Käthe Dorsch als Catherine. Manchmal zwar ausgelassen übertreibend, sonst aber einfach entzückend; in solchen Rollen liegt die Domäne der Künstlerin, hier bleibe sie. Als Lefebvre zog sich Baare mit Anstand und Würde aus der Affaire. Von der Garde der ersten Aufführung sein Julius Arnfeld (Napoleon I.) und Gustav Rothe (Tanzmeister) genannt. Das zahlreiche Publikum sah nicht die Fehler der Aufführung, bemerkte nicht den falschen Rhythmus des ersten Aktes, sondern sah nur den Gast und bejubelte ihn.

H—a.

Carl Sternheim: Die Hose.

Regie: Julius Arnfeld.

Theobald Maske ist ein Beamter, echt teutsch, mag keinen Juden leiden, nimmt aber sein Geld gern, ist ohne Geist und Bildung, ohne Streberei, Pension ist alles. Seine Frau haut er mit dem Besen wie eine dumme Göhre, schließlich ist sie's auch, Weib von „Gretchen", sie heißt aber Luise. Ihre Nachbarin ist eine Martha Schwertlein, sie heißt aber Gertrud Deuter. Der „Faust" heißt Frank Scarron und ist offenbar so etwas wie ein übergeschnappter lyrischer Dichter. Der mitspielende Benjamin Mandelstamm ist zwar kein Mephisto, aber doch ein Störenfried. Mit erhabener Frechheit läßt Sternheim die fünf in trauten Familienleben durcheinanderwirbeln, wobei es sich erweist, daß Theobald Maske garnicht so keusch ist, wie es den Anschein hatte und Luise, das Gretchen, ihm beinahe Hörner aufsetzt, während Fräulein Deuter, die Martha, ihm zum Opfer fällt. Alle anderen gehen leer aus. Schade für den Zuschauer. Am übrigen ist der Titel eine Irreführung, denn alles entspinnt sich aus ein paar Unterhöschen, die Luisen anläßlich einer höfischen Gafferei aus dem diskreten Versteck auf die Schultern fallen.

Julius Arnfeld bot wieder einmal eine köstliche Regieleistung. Er stellte das Spiel und seine Figuren fast marionettenhaft zueinander in ein kubistisches Verhältnis. Jede Bewegung eckig stilisiert. Die Wirkung war denn auch erschütternd. In diesem karikaturistischen Rahmen erscheint auch die Körperlänge der Luisendarstellerin Rita Fennt als passend, ihre Sprache muß nur noch mehr durchbildet sein. Julius Arnfeld pustete einen Teutonensprößling mit wallendem roten Vollbart, Röllchen und Chemisette mit seinem staunenswerten Vermögen an burlesker Satire auf und Käthe Habel-Reimers setzte in die Gertrud Deuter noch viel Knusprigkeit. Friedrich Rosenthal lieh dem Dichterling Scarron mit ergötzlichem Erfolg seine langen Arme und Beine und Robert Meyn schuf aus dem verschlagenen, ergrüstigen, hypochondrischen, seine Rasse verleugnenden Benjamin Mandelstamm eine Type von unwiderstehlicher Eindringlichkeit.

Das Stück ist sehr derb und eine gepfefferte Ironisierung gewissen Volkstums. Sternheim liebt derlei Scherze und ist deshalb in jenen Kreisen heftig verbaßt.

H—a.

Thalia-Theater.

„Die drei Zwillinge." — Sozusagen amtlich wurde verlautbart, daß „das Thaliatheater auch in der neuen Spielzeit vornehmlich die heitere Muse pflegen sollte". Zugegeben immerhin, daß dieses Ziel mit den „Drei Zwillingen" vollauf erreicht wird, so muß dennoch bemerkt werden, daß der Pegasus der Verfasser (Impekoven und Mathern) etwas flügellahm ist und sein Futter aus einer sehr alten, sehr abgenützten und sehr gewöhnlichen Krippe bezieht. (Trotz des hochherrschaftlichen Milieus, in dem der Film abrollt.) Lotet man tiefer, so kann man sogar eine Persiflage feudaler Allüren feststellen; aber schließlich ist ein Schwank nicht dazu da, zum Nachdenken anzuregen, sondern man will sich amüsieren. Was denn das Publikum auch nach besten Kräften tat; trotz des bisweilen gemächlichen Tempos, das der Spielleiter Habel (besonders im ersten Akt) anzuschlagen beliebte. Sonst gab er dem Schwank gute Akzente und einige recht nett entwickelte Höhepunkte. In seiner Rolle als Chef eines gräflichen Hauses hielt er sich, wie immer, auf achtbarer künstlerischer Höhe. Herbert Böhme war figürlich für den falschen Erbgrafen blendend prädestiniert und im Spiel von unnachahmlicher Feudalität, sehr elegant und liebenswürdig; was aus seiner (nicht sehr trächtigen) Rolle zu machen war, machte er jedenfalls daraus, zu Nutz und Frommen des Stückes. Der Aufführung wesentlichste Stütze war Hans Merkel, dem das Glück und die Regie die Bombenrolle des J. J. Knäblein beschert hatten. Er erwies sich dafür auch dankbar, indem er nichts unter den Tisch fallen ließ und alles herausholte, was es herauszuholen gab. Man hatte an ihm seine Freude und sein Vergnügen. Die auf der Bildfläche neu aufgetauchte, stets brauchbare Elise Eckert ließ ebenfalls keinen Wunsch offen. Die Unwahrscheinlichkeit kurzer Röcke bei Frl. Baderle ließ auch sonst ihre Naivität forciert erscheinen. Besser gefiel Frau Schild. Das übrige Ensemble verschwamm und bot keine besondere Leistung.

—ter.

Herausgeber und Chefredakteur: Hans Hanteda-Fleischmann. Verantwortlich für die gesamte Redaktion: Siegfried Richter, Fernspr. Ring 7897, beide in Breslau; für Inserate A. Kindler, Breslau. Verlag: H. Fleischmann; Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich) Breslau.

General-Vertretung und Niederlage für Breslau und Umgegend:
Karl Brill, Breslau, Kupferschmiedestr. 21. Fernruf: Ring 11683.